globetrotter
Das Reisemagazin für Weltentdecker

Nr. 144
Winter 2023
CHF 9.–

www.globetrottermagazin.ch

AUSZUG

USA

Grosse Freiheit

TSCHUKOTKA
Zu Besuch bei Rentiernomaden

NEUSEELAND
Familienreise mit Fahrrädern

ITALIEN
Venedigs stille Seite

EUROPA
Den Bären auf der Spur

BRASILIEN
Bei den Huni Kuin

globetrotter
Das Reisemagazin für Weltentdecker

«Globetrotter – Das Reisemagazin für Weltentdecker»
erscheint vierteljährlich, Auflage: 35 000
Gegründet 1982 von Globetrotter Walo Kamm

Abo-Service/Card-Anmeldung
www.globetrottermagazin.ch, club@globetrotter.ch
Globetrotter-Magazin
Neuengasse 20
3001 Bern
+41 (0)31 313 07 77
Zu jedem Abo gibts die Globetrotter-Card mit attraktiven Vergünstigungen aus der Welt des Reisens.
Abo inkl. Card: CHF 35.– pro Kalenderjahr,
Ausland: Euro 35.–

Redaktionsadresse
Globetrotter-Magazin
Neuengasse 20
3001 Bern
+41 (0)31 313 07 77
redaktion@globetrotter.ch

Redaktion
Fabian Sommer (Chefredaktor), Jeannine Keller, Karin Jakob, Sabine Zaugg, Michèle Suter

Inserate und Vertrieb
Globetrotter Club; Sabine Zaugg, Jeannine Keller, Karin Jakob, Michèle Suter, Evelyn Hebeisen
Postfach 7764, 3001 Bern
club@globetrotter.ch

Gestaltung
Theo Gamper, Oberdorf SO

Druck und Korrektorat
Stämpfli AG, Bern

Redaktionssystem
EditorBox, Stämpfli AG, Bern

Bezugsquellen der Zeitschrift
GLOBETROTTER-Filialen

Aarau Graben 4, 062 834 07 07
Baden Badstrasse 8, 056 200 21 00
Basel Falknerstrasse 4, 061 269 86 86
Bern Neuengasse 23, 031 326 60 60
Bern – Barrierefrei Reisen Waldeggstrasse 42B, Liebefeld, 031 326 60 68
Biel Bahnhofstrasse 49, 032 328 32 32
Chur Gäuggelistrasse 20, 081 382 02 02
Fribourg Rue de Lausanne 28, 026 347 48 00
Luzern Hirschmattstrasse 40, 041 248 00 00
Rapperswil Seestrasse 9, 055 220 55 88
St. Gallen Merkurstrasse 4, 071 227 40 90
Thun Bälliz 61, 033 227 37 37
Winterthur Untertor 21, 052 269 07 07
Zug Alpenstrasse 14, 041 728 64 64
Zürich Rennweg 35, 044 213 80 80
Zürich Theaterstrasse 8, 044 377 77 44

© 2023 Globetrotter Club, Bern

Nachdruck oder Reproduktion in irgendeiner Form, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder kann keine Haftung übernommen werden.

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier | Fördert gute Waldnutzung
FSC® C016087

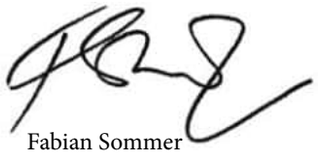
myclimate
neutral
Drucksache
myclimate.org/01-22-825277

Haarige Angelegenheiten

Liebe Weltentdeckerinnen und Weltentdecker

Es ist langsam, aber sicher eine Marotte, ein Fimmel, ein Spleen. Seit vielen Jahren lasse ich mir auf jeder Reise irgendwo die Haare schneiden. Ich könnte Euch jetzt erzählen, dass ich das tue, weil es wenige Orte in fremden Ländern gibt, an denen man so einfach in das echte Leben der Einheimischen eintauchen kann wie in einem möglichst einfachen Coiffeursalon. Ich könnte Euch auch erzählen, dass ich unzählige spannende Menschen in den Haarschneideeinrichtungen dieser Erde kennenlerne, dass ich bei Friseurinnen und Friseuren in Australien oder Laos oder Kanada oder Thailand oder Italien oder Griechenland mehr Einblicke in andere Kulturen geschenkt bekomme als auf den meisten geführten Touren. Und ich könnte Euch erzählen, dass ich die Haare gerne im Ausland schneiden lasse, weil es so viel günstiger ist als zu Hause. Oder dass es bei meiner Frisur niemals eine Katastrophe ist, wenn ein Coiffeur mal danebenschneidet.
Das stimmt ja alles auch mehr oder weniger.
Der wahre Grund für meine Marotte aber ist, dass es einfach wahnsinnig lustig ist in den Coiffeursalons dieser Erde. Ich vergesse zum Beispiel nie, wie mich die nette Dame in einem nordthailändischen Kaff, nachdem sie sich unübertrieben eineinhalb Stunden lang mit der Maschine an meinen kurzen Haaren zu schaffen gemacht hat, plötzlich entsetzt anschaut und sagt: «Sorry, Mister, i made hole», bevor sie mir den Spiegel hinhält und ich dann ebenso entsetzt feststelle, dass sie mir ein drei Zentimeter grosses Loch in meine Hinterkopfhaarpracht rasiert hat. Dass sie mir kurz darauf ihre 18-jährige Tochter vorstellt und auch gleich erwähnt, die junge Frau sei noch nicht verheiratet, ist dann noch mal eine andere Geschichte.
Ich vergesse nie, wie der Friseurmeister in einer Fussgängerzone in Kuala Lumpur die Haare an meinen Kopfseiten mit der Schere (!) perfekt auf eineinhalb (!) Millimeter trimmt, ohne dass er dabei ein einziges Wort mit mir wechselt. Dafür singt er die gesamten 20 Minuten, die das Spektakel dauert, in voller Lautstärke indische Filmmusik nach und verlangt schliesslich umgerechnet zwei Franken für sein Werk.
Und ich vergesse auch nie, wie mir ein griechischer Barbier erklärt, dass auf seiner Insel die allermeisten Coiffeure kein Geschäft eröffnen, sondern teilweise seit Jahrzehnten den Menschen in ihren Wohnzimmern die Haare schneiden, weil die Mieten und die Kosten für die Bürokratie viel zu hoch seien, um auch nur einigermassen gewinnbringend einen Salon zu betreiben.
Ich kann Euch, liebe Weltentdeckerinnen und Weltentdecker, wärmstens ans Herz legen, einfach mal die Haare beim nächstbesten Coiffeur schneiden zu lassen, wenn Ihr irgendwo unterwegs seid, wo Ihr noch niemanden und nichts kennt. Mit ungefähr 50 Prozent Wahrscheinlichkeit werdet Ihr danach besser aussehen. Mit an die 100 Prozent Wahrscheinlichkeit habt Ihr eine gute Geschichte zu erzählen.

Herzlich



Fabian Sommer
fabian.sommer@globetrotter.ch

Das andere Venedig 56

Vor der Pandemie besuchten durchschnittlich fast 90 000 Menschen die Lagunenstadt an der Adria mit ihren berühmten Kanälen und Kulturgütern – pro Tag! Klar, dass Venedig oft hoffnungslos überlaufen ist. Es gibt aber auch die andere, die stille Seite der italienischen Stadt. Wenn die Touristen noch schlafen, zieht Evelyn Hebeisen los, um die seltene Ruhe in der Lagune zu dokumentieren. Und jedes Mal entstehen faszinierende, poetische Bilder eines ganz anderen Venedigs.

Bild: Evelyn Hebeisen

UNTERWEGS

Bei den Rentiernomaden im Tschukotka **8**
Mit dem Motorrad durch den Westen der USA **22**
Eine Familienfahrradreise durch Neuseeland **32**
Wandern in Georgien **70**
E-Mails aus … **88**

FORUM

Editorial **3**
Leserbriefe/Mailbox **6**
Bildbetrachtung von Andy Keller **21**
Mein Globetrottermoment **64**

IM GESPRÄCH

Thomas Heimberg, Handwerker auf Weltreise **38**
Check-in mit Rapper Greis **97**

LITERATUR

Buchtipps von Walo Kamm **28**

ESSEN

Weltküche: So schmeckt Nepal **86**

NEUE HORIZONTE

Abenteuer im brasilianischen Dschungel **44**
Schweizerin im Ausland: Niger **54**
Bildreportage: Das stille Venedig **56**
Auf der Spur der Bären in Mitteleuropa **76**
Statt Sightseeing: Orte in Cardiff **82**

ANDERES REISEN

Lessons of the Road: Kolumne von Marco Rüegg **31**
Surfen und Soziales in Senegal **50**
Being Human – Begegnungen von Ayla Martis **66**

SERVICE

Reisenews **16**
Dr. Travel **20**
Blackboard **92**
Vorschau auf die nächste Ausgabe **98**

Titelbild
Auf seiner Motorradreise durch den Westen der USA erlebt Dirk Schäfer etliche Wunder der Natur. Hier kommt er auf der Fire Wave im Valley of Fire im Bundesstaat Nevada dem Himmel nah. Seine bildstarke Reportage lest Ihr ab Seite 22.
Bild: Dirk Schäfer

Angeheizte Reiselust

Betrifft: 40 Jahre Globetrotter-Magazin, Ausgabe 143

Wir – Romy (72) und Miro (77) – sind seit der Gründung des Globetrotter-Magazins vor 40 Jahren begeisterte Mitglieder und Leser. Damals haben wir uns allerdings noch nicht gekannt, aber beide haben wir die Diavorträge von Walter Kamm im Zürcher «Kaufleuten» angeschaut und damit unsere Reiselust noch mehr angeheizt. Im Herbst 1998 platzierte Romy eine Annonce am Schwarzen Brett im Globetrotter-Magazin: «Wer hat Lust, mit mir nach Kuba zu reisen?» Ich habe mich gemeldet, und das war der Start unserer Beziehung. Die Reise hat im Frühjahr 1999 stattgefunden. Seither haben wir zusammen unzählige lange und kurze Reisen unternommen.

Von vier Reisen hat Romy einen Reisebericht im «Globetrotter» veröffentlicht, und unser alter VW-Bus hat es sogar im Heft 109 auf die Titelseite (Bild) geschafft. Wir verdanken Globetrotter viel und wünschen alles Gute für die nächsten 40 Jahre.

Romy Müller und Miro Slezak, Weiningen

Sensationelle Idee

Betrifft: 40 Jahre Globetrotter-Magazin, Ausgabe 143

Ich möchte dem gesamten Team zu der sehr gelungenen Ausgabe zum 40-Jahr-Jubiläum gratulieren! Das Titelbild gefällt ebenso wie die spannenden, vielfältigen Berichte und Fotos. Die Idee, eine Ausgabe vom Herbst 1982 beizulegen, erachte ich als sensationell!

Andrea Schindler, Zürich

Folgenreiche Annonce

Betrifft: Blackboard

Vielen herzlichen Dank für die interessanten Beiträge im Globetrotter-Magazin mit vielen tollen Bildern. Vor ein paar Jahren meldeten sich viele Frauen bei mir auf meine Annonce. Eine von ihnen habe ich geheiratet, und eine «Globetrotter»-Tochter ist auch bereits zur Welt gekommen. Aus Spargründen werde ich mein Abo nicht mehr verlängern. Ich werde das Magazin weiterhin sehr gerne lesen, denn meine Frau bekommt es ja noch immer.

Daniel Eichholzer, Endingen

Innere Reisen

Betrifft: Nachdruck Nr. 1 von 1982, Ausgabe 143

Ich möchte mein Abo kündigen. Die Entscheidung fällt mir nicht leicht, ich bin inzwischen mehrere Jahre selber gereist. Aber im Moment stehen innere Reisen an, und ich merke auch, dass mich die Geschichten nicht mehr gleich faszinieren und viele Hefte fast ungelesen liegen bleiben. Ich möchte euch trotzdem danken, ihr wart für lange Zeit eine grosse Inspiration. Ein Ding zur Anmerkung noch: Für mich fallen die sozialen und ökologischen Aspekte immer noch recht oft unter den Tisch. Gerade eure zuletzt beigelegte Nummer 1 von 1982 war hier ein Augenöffner, Ueli Mäders Buch könnte nicht besser in die heutige Zeit passen.

Andreas Nyffeler, Oberuzwil

Stinkender Oldtimer

Betrifft: Jubiläumswettbewerb, Ausgabe 143

Ich habe das Jubiläumsheft erhalten. Dass Reisen für die Umwelt und die Dritte Welt nichts Gutes ist, ignoriert ihr selbstverständlich. Ist ja an und für sich verständlich, wenn man in dieser Branche tätig ist. Man sollte dann wenigstens ehrlich sein und nicht noch so tun, als möchte man noch die Welt retten. Das im Heft Nr. 1 beschriebene Buch «Wärme in der Ferne?» liegt offenbar nicht auf euren Nachttischen. Was mich dazu bringt, euch zu schreiben, sind die Preise des Jubiläumswettbewerbs, die zeigen, wie wenig euch am Erhalt einer natürlichen Umwelt liegt. E-Mountainbikes sind etwas, das wirklich verboten sein sollte, wird doch die Umwelt dadurch extrem mehr belastet, wenn jeder ohne Training stundenlang durch Gegenden fahren kann, in die er eigentlich nicht gehört. Zweitens das Wochenende mit einem supertollen Auto: E-Auto hin oder her, auch E-Mobile lösen unsere Verkehrsprobleme nicht. Wie wäre es mit zwei Erstklasstageskarten der SBB? Und auf einer Strasse mit Fahrverbot mit einem stinkenden und lärmenden Oldtimer auf dem Wanderweg auf die St. Petersinsel zu fahren, ist wirklich eine ziemlich dumme Idee. Wäre schön, wenn ihr euch Gedanken zu meinen Bemerkungen machen würdet.

Werner Schnetzler, Biel/Bienne

Tolle Beilage

Betrifft: 40 Jahre Globetrotter-Magazin, Ausgabe 143

Ich bin seit April in Murten, meine Postnachsendung läuft demnächst ab, somit gebe ich meine neue Adresse bekannt. Ich kann doch ohne Globetrotter-Magazin nicht leben! Ich bin 87 Jahre jung. Die Beilage im letzten Heft war ganz toll. Danke und ganz viel Glück dem ganzen Team. Bleibt alle gesund und fröhlich!

Christa Strickner, Murten

Unbekannte Wurzeln

Betrifft: Globetrotter-Gründer Walo Kamm

Hoi Walo, wie lange ich das Globetrotter-Magazin schon abonniert habe, weiss ich gar nicht mehr. Aber immer schon habe ich mich gefragt, wo du deine Wurzeln hast. Kamm sind ja Bürger von Filzbach, Obstalden oder Mühlehorn. Ich bin in Filzbach im Schluchen aufgewachsen und deshalb halt meine «Gwünderetä».

Käthi Dürst, Buchen im Prättigau

Liebe Käthi, danke für deine «Gwünderetä». Meine Wurzeln sind tatsächlich im Glarnerland. Mein Vater (Gärtner, Kaffeeröster, Magaziner) wuchs zwar in Bern auf, meine Mutter (Hausfrau und Putzfrau) in Zürich, doch als ich in Zürich geboren wurde, bekam ich Vaters Bürgerrecht von Obstalden-Kerenzen (GL). Mit 20 Jahren wurde ich nominell Bürger von Zürich, doch ich fühlte mich durch meine vielen Reisen schon bald als Weltbürger. Mich interessiert das Leben und Wohl der Menschen in allen Ländern der Welt ebenso sehr wie das der Schweizerinnen und Schweizer. Meine derzeitige philanthropische Tätigkeit ist primär darauf ausgerichtet, mehr Gerechtigkeit in die Welt zu bringen – aktuell Iran und Ukraine sowie Aktivitäten gegen Female Genital Mutilation in Ostafrika.

Walo Kamm, Globetrotter-Gründer, Zürich

Mit dem Motorrad durch Kalifornien, Utah, Colorado, Nevada und Arizona

Wunder im Westen

TEXT UND BILDER: DIRK SCHÄFER

San Francisco, Las Vegas, Grand Canyon: Auch wer nie dort war, hat eine Vorstellung davon, wie es an den Hotspots der Vereinigten Staaten aussieht. Dirk Schäfer fährt mit seinem Motorrad durch den Westen des Landes, um nach dem zu suchen, was sich abseits der ausgetretenen Pfade tut.

Die USA sind ein Allerweltsziel. Städtetrips nach New York und San Francisco, Wohnmobilreisen durch die berühmten Nationalparks. Und die Bikerfreunde cruisen auf der Route 66. Aber mal ehrlich: Das solls schon gewesen sein? Dazwischen muss doch jede Menge Land liegen, das sich dem allgemeinen touristischen Blick entzieht. Aber wie findet man diese Gegenden? Wer auf ein nächtliches Satellitenbild der USA schaut, sieht viele Regionen hell erleuchtet. Für den Südwesten, zwischen der Pazifikküste und den Rocky Mountains, gilt das nicht. Nur wenige Lichter stören die nächtliche Ruhe. Grosse Städte: Fehlanzeige. Pisten: reichlich. Einsamkeit: höchstwahrscheinlich.

Mit Reisen ist es wie mit einem Menü: Man beginnt nicht mit dem Dessert oder der Hauptspeise, sondern mit einer Vorspeise, einem geschmeidigen Einstieg. Meiner ist der Yosemite-Nationalpark und darin die legendäre Glacier Road. Aus dem üppig grünen Tal des Merced River windet sie sich bis zu einer natürlichen Kanzel weit über dem Fluss. Exakt gegenüber auf der anderen Talseite ragt die Felsikone Halfdome in den Himmel. Jetzt, im späten Nachmittagslicht, glimmt die Sonne noch einmal wie schmelzender Stahl, um dann samt ihrem Feuer zu erlöschen. Zeit, Stativ und Kamera auszupacken, um der Vergänglichkeit des Moments die Halbwertzeit einer Speicherkarte entgegenzusetzen.

«Es wäre gut, wenn Sie so langsam den Rückweg anträten.» Leicht erschrocken drehe ich mich um. Den Ranger hinter mir hatte ich im Sonnenuntergang-Fotowahn überhaupt nicht bemerkt. «Wieso? Stimmt was nicht?», frage ich. «Wir schliessen die Strasse gleich. Wintersperre!», sagt er. «Ich dachte, eine Wintersperre gibt es erst, wenn es schneit», entgegne ich. Er: «Richtig. Und morgen wird es schneien!» Etwas kühl ist es tatsächlich geworden, um nicht zu sagen kalt. Der allwissende Bordcomputer meiner BMW R1200GS behauptet etwas von minus 2 Grad Celsius. Mit einer gewissen Dankbarkeit knipse ich die Griffheizung an und schwenke leicht fröstelnd zurück ins Merced-River-Tal. Mit der Morgensonne wirds schon wieder wärmer werden.

Schnee- und Schottersorge. Es wird nicht wärmer. Vorerst nur schlechter: «Tioga-Pass Road closed!» – Die gleichen Tafeln, die mir gestern noch eine ungehinderte Passage über die Sierra Nevada versprachen, haben es sich über Nacht anders überlegt. Der nächste Pass über die Berge liegt weit im Süden: der Sherman-Pass unweit der gigantischen Sequoiabäume. Seine Westseite soll asphaltiert, aber die Ostflanke geschottert sein. Mein Motorrad rollt auf Strassenreifen.

Die Schnee- und Schottersorge entpuppt sich als unbegründet, denn erstens ist der einsame Sherman-Pass noch schneefrei und zweitens wie ein Smoothie geteert. Unterwegs ist kein anderes Fahrzeug, keine Menschenseele zu sehen. Willkommen im Lonesome-Cowboy-Land! Gleich um die Ecke, in den Alabama Hills, wurden tatsächlich Western gedreht. Heute ist die Gegend zwischen den Hills und dem Death Valley das Refugium von Querköpfen und Aussteigern. Beispiel gefällig?

Craig wohnt in einer Hüttensiedlung namens Keeler. Zottelhaare, Zottelhaus, Zottelfahrzeuge. Alles, was Räder hat, versieht Craig mit einem Motor. In ein dreirädriges Einkaufsfahrrad hat er jüngst einen Rasenmähermotor eingebaut. «Fährt gut Tempo 60. Nur die Rahmenkonstruktion macht nicht richtig mit», sagt er. Grinst in seinen Zottelbart und macht sich ans Vergasertuning einer indischen Rikscha. «Du solltest hoch nach Cerro Gordo fahren», empfiehlt Craig. «Robert hat da oben schon lange niemanden mehr zu Gesicht bekommen.»

Kleine Canyons, softe Serpentinen, alpine Anstiege: Die Piste hinauf nach Cerro Gordo bringt die Sinne auf Vordermann. Auf der Passhöhe sind die Ruinen einer Minensiedlung gut erhalten. Robert, gepflegter Graubart, kariertes Hemd und Basecap, hat mich schon kommen hören. Er wohnt hier seit Jahren als Einziger. Mit seinen 70 Jahren, sagt er, sei er zu alt, um nochmal woanders hinzugehen. «Ich schreibe jetzt noch ein Buch. Nicht über mich, sondern über diese Stadt. Ich fürchte, wenn ich weg bin, wird auch Cerro Gordo weg sein. Da soll wenigstens das Buch bleiben.» Robert, der Letzte seiner Art, weiss, dass er hier in der Einsamkeit seine letzte Stunde erleben wird. «Erzähl deinen Freunden zu Hause von diesem Ort»,

Bizarre Felsformationen.
Vom Alstrom Point aus wirkt der Lake Powell im Grenzgebiet zwischen den US-Bundesstaaten Utah und Arizona surreal.

bittet er mit einem ehrlichen Lachen. «Die mögen vorbeikommen, solange es das hier noch gibt.» Versprochen!

Gefrierpunkt. Irgendetwas knistert am Zelt. Raschelt. Oh Mann! Es ist noch stockdunkel, und ich will einfach nur schlafen. Aber das nervige Geraschel geht weiter. Bald bin ich hellwach, und gerne würde ich den Störenfried verjagen. Aber dazu müsste ich raus aus dem Schlafsack, raus in die Kälte. Es wird nur knapp über dem Gefrierpunkt sein. November am Grand Canyon. Und allzu hektisch sollte ich meine temporäre Behausung auch nicht verlassen. Nur ein paar Meter weiter geht es abwärts. Fast 1000 Meter tief. Im Fall des Falles sollte das ausreichen, um vor dem Aufprall zu realisieren, dass man wegen des Geraschels besser nicht wutentbrannt aus dem Zelt hätte stürzen sollen.

Nur ganz betulich geht die Sonne auf, lässt den Talboden des Grand Canyon noch lange in undurchdringlichem Schwarz. Dort, wo ihre Strahlen schon hingelangen, leuchten Prärie-büsche und Hügelketten in trügerischem, Wärme suggerierenden Orange auf. Mit eisigen Fingern packe ich meine Siebensachen auf das Motorrad. Ich bin an der engsten Stelle des Grand Canyon, weit ab von den touristischen Hotspots. 100 Kilometer Piste trennen mich vom nächsten Asphalt. Nochmal 30 vom warmen Frühstück in der Kanab Creek Bakery von Marjorie Casse. Die gebürtige Belgierin hat im überschaubaren Kanab ein französisches Café eröffnet. Wenn das keine Verheissung ist!

Die Piste gibt sich erst ruppig, dann glatt, und die BMW bügelt mit meinem leeren Magen nur so dahin. Kaum zu glauben, dass ich seit zwei Tagen am Grand Canyon bin und nicht eine Menschenseele zu Gesicht bekommen habe. Ausser Marjorie natürlich. Wenn sie sich nicht um ihr Café kümmert, arbeitet sie als freiwillige Rangerin im Nordteil des Grand Canyon. Kein Handyempfang, keine Verpflegung, keine Sanitäreinrichtungen. Nichts. Mal abgesehen von der Respekt einflössenden Natur und einer selten gewordenen Einsamkeit. Was bringt jemanden dazu, dieses harsche Leben dauerhaft leben zu wollen?

Im Death Valley, knapp 600 Kilometer weiter westlich, hatte ich eine ähnlich motivierte Frau getroffen. Von der Hauptroute durch das hitzige Tal des Todes war ich auf die bockige Piste zu den Moving Rocks abgebogen. Überall grosse Steine, spitze Felsen. Nicht das Terrain, über das man eine vollbeladene Zwölfhunderter treiben will. Aber für ein Wunder wie die wandernden Steine wollte ich die Anstrengung gepaart mit einem Quantum Risiko auf jeden Fall auf mich nehmen. Die Quittung bekam ich schnell: Die Piste liess selten mehr als den zweiten Gang zu, und mir ging irgendwann der Schweiss aus. Aber die Motivation blieb. Und die wurde mit einem phänomenalen Blick über die Ebene mit den Moving Rocks belohnt. Unter uns: Wer hätte sich im Rausch des gerade Vollbrachten nicht auf die innere Schulter geklopft? War ja ohnehin niemand da, der dem Moment der Selbstzufriedenheit beiwohnte. Oder doch?

Panorama. Die Alabama Hills im Osten Kaliforniens sind Teil der Sierra Nevada. Die Landschaft war aus offensichtlichem Grund oft Kulisse für Westernfilme.

Nervenkitzel. Am Toroweap Point auf der Nordseite des Grand Canyon stehen die Felswände nah beieinander. Wer hier ausrutscht, kann fast 1000 Meter in die Tiefe stürzen.

Bewegung. Wie von Geisterhand schieben sich tonnenschwere Steine durchs Death Valley. Ein komplexer Mechanismus zwischen Wind, Eis, Regen, tonigem Boden und Algen, der bis heute nicht eindeutig zu erklären ist, lässt die Steine wandern.

Aussteiger. Craig Marshall führt im Nest Keeler am Rande des Death Valley ein Einsiedlerleben. Alles, was Räder hat, bekommt von ihm einen Motor verpasst.

Lagerplatz. Der Lake Powell ist der zweitgrösste Stausee der USA und seine Küstenlinie über 3000 Kilometer lang. Kein Wunder also, dass es entlang des Ufers viele einsame Stellen gibt. Eine davon ist der Alstrom Point. Hier hat Dirk sein Zelt aufgeschlagen.

Dirk braust in die Schweiz

Zwischen dem 5. und dem 19. März zeigt Dirk Schäfer seine Livereportage «USA» in Rorschach, Bern, Chur, Thun, Nottwil, Zürich, Basel, Luzern, Winterthur, Aarau und Cham. Tickets und Infos online. → **explora.ch**

In einiger Entfernung kam mir eine einzelne Person entgegen. Zu Fuss und einen Handkarren hinter sich herziehend. Hier im Death Valley, dem heissesten Ort Nordamerikas? Entweder hatte ich was an den Pupillen, oder der Mensch dort war verrückt. Helen Thayer, die Frau mit dem Handkarren, war keineswegs verrückt. Sie durchquerte das Death Valley zu Fuss. So wie sie schon zu Fuss zum Nordpol gelaufen war. Ich nahm die Hand von meiner inneren Schulter und fragte vorsichtig, warum sie ausgerechnet durchs harsche Death Valley laufe. «Das ist mein Geburtstagsgeschenk an mich selbst», sagte sie lachend. «Gestern bin ich 80 Jahre alt geworden, und manche Sachen macht man besser, bevor man zu alt ist.» Eine Stunde unterhielten wir uns am Pistenrand und breiteten unsere Lebensgeschichten wie eine Picknickdecke aus.

Felszinnen. Die digitale Zeitanzeige im Cockpit wechselt gerade von 5:59 auf 6:00. Zu früh für die, die noch in den Kissen ihrer Lodges kuscheln. Aber es ist genau die richtige Zeit, um jetzt mit der ersten morgendlichen Lichtglut in den Süden Utahs zu starten.

Eine der einsamsten Gegenden der USA erwartet mich. Eine Etappe, die sich mühelos in den Reigen der ganz grossen Ausfahrten einreihen wird: querbeet durch Australien, quersand durch die Sahara und jetzt querwüst durch Utah. Aber ist das nicht ein bisschen hoch gegriffen? Nur wenig östlich des Bryce Canyon mit seinem Meer aus Felszinnen zweigt nach Süden die Cottonwood Road ab. Road ist geschmeichelt, Piste träfe es besser. Aber sie gehört zu den gutmütigen. In weiten Schleifen zieht sie durch die dotterfarbene Steppe. Das Motorrad läuft wie von selbst und produziert eine ordentliche Staubfahne. Plötzlich, hinter einer Kuppe, wechseln Piste und Landschaft in den Abenteuermodus. Eine Kette gleichförmiger Felspyramiden erinnert an den Unterkiefer eines monströsen Haifischs. Und die Cottonwood Road läuft wie Zahnseide zwischen seinen Reisszähnen hindurch. Ein echter Knaller. Doch hier wird nur aufgewärmt.

Andacht. In einem Bildband hatte ich ein Foto von einem antiken VW-Bulli vor einer bizarren Felskulisse gesehen. Im Hintergrund war eine weitläufige Seenlandschaft zu erkennen. Die Fotolocation war, so hatte ich herausgefunden, der Lake Powell gewesen. Ein paar Tage detektivischer Recherche später wusste ich, dass der Bulli am sogenannten Alstrom Point stand. Und wo ein Bulli hinkommt, kommt eine BMW GS allemal hin. Oder?

Keine Ahnung, wann das Bulli-Bild entstanden ist. Aber wie es die Blechbüchse ohne Hubschrauber zum Alstrom Point geschafft hat, bleibt mir ein Rätsel. Die Piste nördlich des Lake Powell ähnelt einer Achterbahn und mäandriert durch ein Erosionspanorama. Am Ende warten Felsstufen, an der offensichtlich zahlreiche Fahrzeuge ihre Karosserie zwangsmodelliert bekamen. Mit einem geländegängigen Motorrad machbar. Aber mit dem Bulli?

Wie viele Wege, so lohnt auch dieser. Paniert mit Pistenstaub stehe ich kurz nach den Felsstufen auf dem Altar geologischer Ewigkeiten am Alstrom Point. Ein Gewirr aus Canyons teilt den metallicblauen See in immer neue Buchten. Ausser mir haben Gilles und Frank, zwei National-Geographic-Fotografen, mit ihrem Monsterjeep hierher gefunden. Kein schlechtes Zeichen, wenn es um einmalige

PARTNERHINWEIS

«Die USA entdecken?
Ich berate dich!»

Thomas Baumgartner
Globetrotter-Reiseberater
und USA-Spezialist

» globetrotter.ch/thomasb

Kreuzung. Dirk und seine Maschine an der berühmten Teakettle Junction im Death Valley.

Zauber. Der Merced River im Yosemite-Nationalpark glitzert im Morgenlicht.

Klassiker. Im Monument Valley wurde Ende der 1960er-Jahre der Film «Easy Rider» gedreht. Und die Gegend ist und bleibt – genau – monumental.

Orte geht. Gemeinsam warten wir auf die hereinbrechende Nacht. Wolkenfetzen fliegen vorbei und besprühen die Canyons mit üppigem Orange, tunken den Himmel in Mitternachtsblau und schenken dem Seelabyrinth des Lake Powell einen neuen Spiegel. Irgendwann ist das letzte Bild im Kasten, doch die Augen tasten weiter über das, was vom grossen Schauspiel übrig ist. Die Silberfolie des Sees. Die zu einer einzigen Wand verschmolzenen Canyons und das Liveplanetarium über uns. Niemand sagt ein Wort. Andacht im 21. Jahrhundert.

Vor dem Sonnenaufgang sind die Kameras schon wieder auf den Stativen. Wir erwarten das erste Licht eines unwiederbringlichen Tags. Gilles will wissen, wieso ich überhaupt hierhergekommen sei. Ich erzähle die Bulli-Bildband-Story. Gilles und Frank lugen wohlwollend hinter ihren Linsen hervor. «Weisst du, wie das Bild entstanden ist?», fragen sie. Dann prusten sie los, das Fotografieren ist plötzlich unwichtig. «It was a scale model!» Was? Ein Spielzeugauto? Die meisten Fotos dieses Morgens landen im digitalen Mülleimer. Gilles und Frank feixen nur noch, und ich preise den Spielzeugautofotografen. Ohne ihn wäre ich nie hierhergekommen. Bulli sei Dank!

Um Moab, die einzige grössere Stadt weit und breit, drängeln sich gleich mehrere Nationalparks. Allen voran der Arches-Nationalpark mit seinen skurrilen Felsbögen, Steintoren und Pilastern. Und alle wollen hin. Nur ich nicht. Mich magnetisiert der White Rim Trail, eine 160 Kilometer lange Piste, die wie auf einem endlosen Balkon oberhalb des Colorado und des Green River verläuft. Ich weiss: Das wird keine Kaffeefahrt. Im vergangenen Sommer haben es die beste aller Reisegefährtinnen und ich versucht. Nach 30 Kilometern haben wir ausgestempelt: Viel zu heiss, viel zu anstrengend. Wird es jetzt gehen? Noch dazu allein?

Etwas flau ist mir schon. Und der Shafer Trail, der Abstieg hinab zum White Rim Trail, ist ein Pulsbeschleuniger. Stell dir einen Trichter vor, der unsinnigerweise halbiert wurde. Du stehst am oberen Rand und musst am Trichterrand in Serpentinen Richtung Ausguss hinabfahren. Damit es nicht zu einfach wird, sind die engen Kehren mit feinen Sandstaubablagerungen garniert. Die groben Reifen, die ich der 1200er gestern in Moab spendiert habe, machen sich jetzt bezahlt. Es wird nicht das letzte Mal sein.

Die mir schon bekannten ersten 30 Kilometer gehen schnell von der Gashand. Allzu weit sollte man den Beschleuniger allerdings nicht aufreissen. Zu wechselhaft ist der Trail, zu unabsehbar die Windungen. Und von einer Sicherung oder der Ankündigung einer Gefahrenstelle keine Spur. Fahren 1.0 sozusagen. Ein grober Schnitzer, und du landest entweder vor der Canyonwand oder im Canyon selbst. Aber der Gegenwert! Eine Urgewalt von Landschaft nimmt dich auf, so ruhig und doch so mächtig.

Gooseneck Overlook, Musselman Arch, Lathrop Canyon. Langsam gewöhne ich mich an die Piste. Der Boxer rumpelt meist über harten Boden, oft über Felsplatten, dann und wann gehts durch eine trockene Furt. Meine Stimmung steigt, und die Orientierung ist simpel: Links, hundert Meter tiefer, rauscht der blaugrüne Colorado. Rechts erstreckt sich das Island-in-the-Sky-Plateau. Dazwischen meine Balkonpiste. Nur eins irritiert mich: Seit rund 50 Kilometern bin ich keinem anderen Fahrzeug, keiner Menschenseele begegnet. Aber was soll schon passieren, wenn ich auf Nur-Ankommen fahre?

Akropolis. Immer hart dem Abgrund entlang, ohne Sicherung, ohne Handyempfang. Echtes Leben, echtes Fahren. Aus dem Abgrund ragen akropolisartige Säulen. Dahinter funkelt der kühle Colorado als unerreichbare Erfrischung. Ständig sind Kulissenschieber vom Format eines Goliath dabei, die undenkbarsten Formationen aus Fels und Stein zu formen. Oh Mann, warum war ich nicht schon früher hier? Warum wohne ich auf einem anderen Kontinent? Und wäre ich nur auf diesem einen Trail unterwegs, die ganze Reise hätte sich schon gelohnt.

Glaubst du an Déjà-vus? Ich schon. Denn das Bild vor mir habe ich schon mal gesehen! Ich wusste nur nicht, dass es hierher auf den White Rim Trail gehört. Eine enge, ausgefahrene Kehre, dann klettert die Piste steil über grobe Steine weiter. Um die beste Linie auszuloten, benötige ich Bedenkzeit. Aber es gibt keine. Wenn ich hier anhalte, geht es sofort rückwärts. Abwärts. Also, einen Gang runter, Augen auf und durch!

Gut, dass niemand zugesehen hat, wie ich die letzten Meter bis zur Anhöhe mitgefusselt habe. Aber hier zählt nur ankommen und vor allem, sich nicht wehzutun. Ich pausiere so lange, bis der Puls wieder normal schlägt. Beim nächsten Mal fahre ich nicht alleine, schiesst es mir durch den verschwitzten Schädel. Aber jetzt bin ich mittendrin und werde es auch nicht vergeigen. Also Konzentration rauf und mit Gefühl und der vollgeladenen Karre weiter.

Der Mond glimmt, als ich in Moab einrolle. In der Stadt läuft das Abendprogramm, und ich weiss, wo ich hinwill. Ins «Blu Pig», eine kleine Kneipe am Ortsausgang. Da spielt heute Mark William Reissdorf, den alle nur Doc nennen, mit seiner Band. Ich traf ihn schon im vergangenen Sommer hier in Moab. Meist im «Blu Pig». Als ich zur Tür eintrete, läuft der Gig schon, aber Doc unterbricht den Song spontan, als er mich sieht. «Hey Cowboy, back again? What hell have you been through?», sagt er. Sehe ich wirklich so aus, als ob ich aus der Hölle komme? «It's been paradise man! Ich war im Paradies!», sage ich. Und die Show geht weiter. Doc haut den Blues aus den Saiten der Fender. Ich setze mich auf einen Hocker am Tresen, bestelle ein Bier. Ich muss an Helen Thayer, die 80-Jährige mit dem Handkarren im Death Valley, denken. Prost Helen, du hast recht. Manche Sachen macht man besser, bevor man zu alt ist.

transscriptum@gmx.de

Dirk Schäfer (58) lebt in Essen und ist seit seinem 20. Lebensjahr mit dem Motorrad unterwegs. Seine Reisestorys, Fotos und Filme werden international veröffentlicht. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit ist er für Reportagen unterwegs. Häufig auch mit seiner langjährigen Lebensgefährtin.
➔ dirkschaefer.info

Familienveloreise

Auf und ab in Neuseeland

TEXT UND BILDER: ALINE BORTIS

Familie Bortis Peterhans will weg. Sicher soll die Destination sein, die Menschen freundlich und die Tiere ungefährlich. Schliesslich sind zwei kleine Kinder mit dabei. Auf der dreimonatigen Familienauszeit wollen sie sich treiben lassen, gemeinsam Abenteuer erleben und Herausforderungen meistern. Die perfekten Voraussetzungen für eine Fahrradreise in Neuseeland.

Noch drei Umdrehungen… noch zwei… geschafft! Ich schnappe nach Luft und halte die Bremsen gedrückt, damit ich nicht rückwärtsrolle. Eine Mischung aus Schweiss und Sonnencreme rinnt mir übers Gesicht und brennt in meinen Augen. Nach einem Dutzend Atemzügen klingt das Gefühl ab, kurz vor dem Ersticken zu sein, und ich trete wieder in die Pedale. Die Sonne brennt, Autos und Lastwagen rasen knapp an uns vorbei – ausserorts herrscht generell Tempo 100. Mein Daumen tastet zum wiederholten Mal nach der Gangschaltung. Nichts passiert, sie ist bereits am Anschlag. Seit acht Kilometern geht das schon so. Und das ist ganz schön lange bei meiner traurigen Bilanz von 3,75 Kilometern pro Stunde. So kämpfe ich mich den Hügel hoch Richtung Rotorua, unseres heutigen Ziels.

Wir, mein Partner Oshi, unsere Töchter Lilette (3) und Inari (6) und ich, sind seit zwei Wochen auf der Nordinsel Neuseelands per Velo unterwegs. Ausgangspunkt war Auckland, von wo aus wir mit Tagesdistanzen zwischen 20 und 40 Kilometern gemütlich starteten. Die Etappe von Matamata nach Rotorua, die wir mangels Übernachtungsmöglichkeit in einem Tag bewältigen müssen, haben wir zur Feuerprobe erklärt: Wenn wir diese Strecke von 69 Kilometern mit über 500 Höhenmetern und bei dichtem Verkehrsaufkommen schaffen, dann schaffen wir alles! Dieser Gedanke und das Wissen, dass in Rotorua heisse Schwefelquellen auf unsere strapazierten Muskeln warten, lassen mich durchhalten und das überwältigende Bedürfnis, mich einfach an den Strassenrand zu legen, verdrängen.

Insel der Vulkane. Die Schwefelquellen und der Schlaf taten ihre Wirkung. Ausgeruht verlassen wir Rotorua in südöstlicher Richtung. Der Radweg, auf den wir bald stossen – schön planiert mit neuen Betonplatten –, bietet ideale Bedingungen für Inari, alleine zu fahren. Ihr Vorderrad wird dazu einfach aus der Aufhängvorrichtung des FollowMe von Papas Velo gehängt. Viel zu schnell endet der Weg, und wir sind wieder auf dem Pannenstreifen unterwegs.

Am nächsten Tag erkunden wir das Geothermalegebiet Wai-O-Tapu. Kurz vor 10 Uhr sitzen wir mit scharenweise anderen Touristen auf Bänken wie in einem Amphitheater. Alle starren gebannt nach vorne zu einem etwa eineinhalb Meter grossen weissen Kegel, aus dem Dampf aufsteigt. Wie sich herausstellt, ist dieser Kegel weiblich und obendrein im Besitz eines Adelstitels: Lady Knox, Geysir. Ein freundlicher Maori erklärt übers Mikrofon, wie vor einiger Zeit Sträflinge durch Zufall entdeckt haben, wie man die Eruption gezielt herbeiführen kann. Nach diesem Schauspiel bestaunen wir in der riesigen Anlage des «Thermal Wonderland» verschiedene Vulkankrater mit so

Ich schnappe nach Luft und halte die Bremsen gedrückt, damit ich nicht rückwärtsrolle.

Humor. Fahrradfahrerinnen und Fahrradfahrer werden vor dem Weiterfahren auf dem offiziellen Radweg gewarnt.

Täuschung. Der Lindis-Pass ist bei Weitem nicht einsam, denn der Highway 8 auf der Südinsel wird rege von Touristen per Auto oder Camper befahren.

Küsten. An der rauen Südküste der Nordinsel beobachtet die Reisefamilie Seehunde.

Schulersatz. Die sechsjährige Inari muss täglich einen Tagebucheintrag schreiben und kann dabei die vielen neuen Eindrücke verarbeiten.

Idylle. Gefällt es den vier Radreisenden an einem Platz, bleiben sie gerne länger als eine Nacht.

Einkaufswagen. Lilettes Anhänger dient bisweilen auch als Lastentransporter.

WARNING
The next 11km of the Mountains to Sea trail is on State Highway 4.
Traffic Volumes and speeds may cause concern.
Riders can organise a shuttle to Wanganui at your own cost by calling
* Whanganui Taxis 06 343 5555

Die Einzige, die auch bei der 15. Holperpartie noch jauchzt vor Freude, ist Lilette im Anhänger.

Lieblingsweg. Auf dem «Alps 2 Ocean Cycle Trail» auf der Südinsel lässt es sich angenehm und weitgehend verkehrsfrei radeln.

Zwergpinguine. In Oamaru kann man die kleinste Pinguinart so nah beobachten wie sonst nirgends.

Fotosujet. Das riesige Rohrstück vom nahe gelegenen Benmore-See-Damm stellt die Grösse des Bauwerks eindrücklich dar.

vielversprechenden Namen wie «Devil's Bath» oder «Champagne Pool». Überall blubbert und dampft es, und ein penetranter Geruch nach Schwefel liegt in der Luft.

Wegvariationen. Wo immer möglich nutzen wir die vorhandenen Radwege. Diese entsprechen selten den Wünschen schwer bepackter Tourenfahrer. Ein auf der offiziellen Landeswebsite als «einer der leichtesten Fahrradwege des Landes» bezeichneter Veloweg kann sich durchaus als Schotterpiste mit hühnereigrossen, scharfkantigen Steinen entpuppen oder mit unzähligen Kuhrosten übersät sein. Die Einzige, die da auch bei der 15. Holperpartie noch jauchzt vor Freude, ist Lilette im Anhänger.

Dann gibt es die optisch reizvolle Wegvariante, die ahnungslosen Velotouristen das Gefühl gibt, in einem verwunschenen Märchenwald gelandet zu sein. Unbekannte Pflanzen mit riesigen Blättern umgeben uns von allen Seiten, Farne haben sich als Palmen getarnt, und Lianen hängen malerisch von den Bäumen. Dann wird der Weg immer schmaler, windet sich um Felsbrocken, die knorrigen Wurzeln der Bäume erobern sich den Pfad zurück und das eingangs gelesene Schild «Grade 2 (easy) bike riding» ist nur noch eine ferne Erinnerung.

Südlich der Stadt Taupo sind wir gezwungen, auf dem State Highway 1 zu fahren, einer der Hauptverbindungen zwischen Auckland

und Neuseelands Hauptstadt Wellington. Entsprechend dicht ist der Verkehr. Wenn vorhanden, fahren wir auf dem Pannenstreifen. Oft liegen Scherben am Boden, und wir müssen uns konzentrieren. Wenn ein Geländefahrzeug mit Bootsanhänger oder ein Tourist in seinem ungewohnt breiten Wohnmobil viel zu nahe an uns vorbeifährt, muss ich an Ann denken, eine unserer ersten Begegnungen auf dieser Reise. Die ältere Neuseeländerin ist als grosse Ausnahme auch als Tourenfahrerin unterwegs. «Kiwis sind furchtbar schlechte Autofahrer. Ich habe mich sicherer gefühlt, als ich mit dem Rad in Indien unterwegs war», sagte sie lachend. Ich habe auch gelacht, weil ich es für einen Scherz gehalten habe. War es nicht. Ann erklärte uns, welche Strassen wir unbedingt meiden sollten, und schloss mit einem aufmunternden «You will be fine!» – das wird schon.

Kurz vor dem nächsten serpentinenartigen Aufstieg hält ein Auto, und eine Frau steigt aus. Das ist uns nun schon länger nicht mehr passiert. In der ersten Woche haben uns noch viele Autofahrer gefragt, ob wir Hilfe brauchen oder sie uns mitnehmen sollen. Aber jetzt, nach über 500 Kilometern, schauen wir die Frau verwundert an, als sie auf uns zukommt und uns rät umzukehren. Für uns ist das keine Option, und so versprechen wir, vorsichtig zu sein. Mittlerweile sind wir mit Leuchtwesten ausgerüstet und fahren immer mit Licht. Bei der ersten Kurve verstehe ich, was die Frau gemeint hat. Zwei Lastwagen können auch bei freier Strasse nur knapp kreuzen. Und das auf dem Highway 1. Wir bringen jede Kurve so schnell wie möglich hinter uns und lassen die Autos und Lastwagen in den Geraden dazwischen an uns vorbeiziehen, auch wenn wir dazu halb im Strassengraben stehen müssen. Zum Glück ist der Aufstieg nur kurz, und wir haben den nervenaufreibenden Abschnitt schnell geschafft.

Galgenhumor. Mit einem stetigen Aufwärtstrend fahren wir Richtung Tongariro-Nationalpark. Es wird merklich kühler, und Nadelbäume dominieren das Bild. Im National Park Village erleben wir eine Premiere: Das Hinterrad von Oshis Velos hat einen Platten.

Von Andreas und Monika, auch per Velo unterwegs, bekommen wir viele wertvolle Tipps für die Weiterreise, von der Wahl der richtigen Kleidung (Merino!) über Routenempfehlungen bis hin zu einem genialen Brotrezept. Andreas, der gerade das zwölfte Mal Neuseeland mit dem Velo bereist – also eine echte Koryphäe auf diesem Gebiet –, rät uns dringend, den Abschnitt von Palmerston Nord bis Wellington nicht mit dem Rad zurückzulegen, weil zu gefährlich und auch wenig reizvoll. Stattdessen empfiehlt er uns, auf die Südinsel überzusetzen.

So recherchieren wir nach Alternativen, um nach Wellington zu gelangen. Theoretisch geht das mit dem Bus – wenn die Platzverhältnisse und die Laune des Chauffeurs stimmen. Da ich mir seinen Gesichtsausdruck beim Anblick unserer Ausrüstung vorstellen kann, verwerfen wir diese Option. Beim Zug, der die Strecke dreimal wöchentlich fährt, sieht es nicht besser aus. Pro Zug ist die Mitnahme von maximal zwei Fahrrädern oder einem Rad plus Anhänger möglich. So gehts weiter Richtung Pipiriki, wo wir auf den «Mountains to Sea Cycle Trail» stossen, auf dem wir bis nach Wanganui fahren. Die Aussicht über die mit Baumfarn bewachsenen Hänge ist fantastisch. Kurz vor Wanganui beweisen die Neuseeländer wieder einmal Sinn für Humor: Velofahrer werden mit einem Schild davor gewarnt, weiter auf dem Cycle Trail zu fahren – zu gefährlich, zu viel Verkehr. Man soll sich doch ein Taxi rufen. Wellington erreichen wir schliesslich mit einem Mietauto.

Grosse Krise. Die erste Etappe auf der Südinsel ist ernüchternd. Es geht zwar leicht abwärts, aber es herrscht dichter Verkehr, darunter viele Lastwagen. 28 Kilometer halten wir durch. In Blenheim informieren wir uns im Touristenbüro über eine Route nach Christchurch, abseits vom Highway 1. Die gibts. Sie führt über zwei private Farmgelände und wird als «Wildniserlebnis im abgelegenen Hochland» angepriesen. Mit dem FollowMe, dem Anhänger und dem Gepäckgewicht ist das für uns nicht machbar. Frustriert gehen wir auf den Campingplatz zurück und verlängern für eine Nacht.

«Ich fahre die nächsten 400 Kilometer nicht auf dem Highway 1, darauf habe ich echt keine Lust. Und überhaupt immer diese Einschränkungen. Ich will einfach wieder einmal einkaufen können, was ich will, ohne auf das Gewicht oder das Volumen schauen zu müssen. Ich will Konfitüre *und* Nutella!», reklamiert Oshi. Ich verstehe ihn nur allzu gut. Trotzdem. Obwohl wir nie ein festes Ziel hatten, fühlt es sich falsch an, so abrupt aufzuhören.

Der Zyklon Gita nimmt uns jede weitere Entscheidung ab. Sowohl der State Highway 1 der Ostküste entlang bis Christchurch als auch die Alternativroute sind bis auf Weiteres gesperrt. Spontan mieten wir ein Auto und fahren an die Westküste. Das anfängliche Hochgefühl beim ersten Grosseinkauf – echte Milch statt Milchpulver! – verfliegt rasch. Wir legten jeden Tag beträchtliche Distanzen zurück, einfach, weil das mit dem Auto geht. Die Kinder fangen an, die berühmte «Wiä lang gahts no»-Frage zu stellen, und Oshi regt sich über die hohen Ausgaben für den Sprit auf. Ich fühle mich unzufrieden, und Kopfweh plagt mich. Wir vermissen das Unterwegssein mit dem Velo: Die Struktur, die es unserem Tagesablauf gibt, die frische Luft, die körperliche Betätigung und nicht zuletzt den tieferen Sinn, etwas aus eigener Anstrengung zu erreichen – wir wollen wieder Velo fahren. Schliesslich haben wir noch ganze vier Wochen Neuseeland vor uns.

Neue Motivation. Topmotiviert verlassen wir Christchurch auf den Rädern. Queenstown soll unser Südziel sein. Der Verkehr ist auf ein erträgliches Mass geschrumpft, und teilweise besteht sogar die Möglichkeit, parallel zum Highway auf einer Nebenstrasse zu fahren. Wir kommen gut vorwärts. Lilette singt wie üblich im Anhänger vor sich hin oder erzählt Geschichten, und Inari übt mit Papa Mathematik. Auf einem ruhigen Campingplatz in Rakaia haben wir den nigelnagelneuen Pool ganz für uns alleine. Nach dem Planschen gehe ich mit Inari den Tag gedanklich noch einmal durch, damit sie sich entscheiden kann, worüber sie in ihrem heutigen Tagebucheintrag schreiben möchte. Anschliessend malt sie noch ein Bild, oder wir gestalten eine Collage aus Prospekten und Eintrittstickets. Das Reisetagebuch sowie das Festigen aller Rechnungen im 20er-Raum gehören zu den Abmachungen, die wir mit ihren Lehrerinnen getroffen haben.

Alles läuft wunderbar. Als wir bei Nieselregen in Temuka eintreffen, sind wir trotzdem in Hochstimmung. Wir haben soeben unseren 1000. Velokilometer gemacht! Zur Belohnung gönnen wir uns einen Drink beziehungsweise einen Sirup und eine Nacht in einem alten Hotel im Wildweststil.

Gegen den Strom. Oamaru ist eigentlich der Endpunkt des «Alps 2 Ocean Cycle Trail». Für uns ist es der Startpunkt. Bis auf die Kleine, im Anhänger gut geschützt, kommen wir durchnässt und durchfroren in Duntroon, unserem

Unter Farnen. Manche Pfade schlängeln sich durch einen mystisch anmutenden Wald aus Riesenfarnen.

Zu Fuss. Zur Abwechslung wandert die Familie auf gut ausgebauten Wanderwegen.

Das Glücksgefühl bei dieser rasanten Abfahrt ist unbeschreiblich.

ersten Etappenziel an. «Wir mussten im Regen fahren, und das hat keinen Spass gemacht», lautet der ehrliche Tagebucheintrag von Inari. Glücklicherweise verfügt der Zeltplatz über heisse Duschen und einen geheizten Gemeinschaftsraum.

Den nächsten Abschnitt absolvieren wir auf einem gut unterhaltenen Radweg, die südlichen Voralpen sind in greifbare Nähe gerückt. Hin und wieder kommen uns nur mit Getränkeflaschen ausgerüstete Velofahrende entgegen, die den Trail als Teil einer organisierten Gruppenreise absolvieren. Ihr Gepäck wird jeweils mit einem Bus zum nächsten Hotel transportiert. Obwohl wir tendenziell bergauf fahren, haben die Entgegenkommenden die gleichen roten und verschwitzten Gesichter wie wir. Fröhlich winken wir uns zu und ernten den einen oder anderen Daumenhoch.

Die dritte Etappe führt uns dem Lake Aviemore entlang. Der Stausee leuchtet intensiv blau und ist so klar, dass wir die Steine auf dem Grund erkennen können. Heckenrosen mit rot leuchtenden Früchten wachsen am Ufer. Abgerundet wird diese Idylle durch die karg bewachsenen Berge im Hintergrund. Nachmittags erreichen wir die kleine Ortschaft Otematata. «Bist du müde», fragt Oshi, «oder sollen wir den nächsten Abschnitt noch machen? Es sind nur 24 Kilometer.» Verwundert schaue ich ihn an, es ist beinahe 17 Uhr, nicht unbedingt die Zeit, zu der man eine Tagesetappe in Angriff nimmt. Aber hey, was sind schon 24 Kilometer? Wir machen uns auf den Weg. Das erste Drittel geht kontinuierlich bergauf. Atemlos komme ich oben an und bin überwältigt vom Ausblick: Kilometerweit erstreckt sich unter uns ein Tal, rechts unten glitzert ein Seitenarm des Benmoresees, die ganze Szenerie ist von der Abendsonne in goldenes Licht getaucht. Aber das Beste ist die Strasse: Statt sich in Serpentinen hinunterzuschlängeln, liegt eine gerade Abfahrt vor uns. Im Geschwindigkeitsrausch sause ich mit Lilette im Anhänger den Berg hinunter. Das Glücksgefühl, das sich bei dieser rasanten Abfahrt mit der perfekten Aussicht einstellt, ist unbeschreiblich. Dass meine Tochter ähnlich empfindet, höre ich an ihrem lauten Jauchzen und der Aufforderung: «Schnällär, Mama, fahr schnällär!»

Finale. Wir verlassen Omarama in westlicher Richtung und damit auch unseren Lieblingstrail. Auf dem State Highway 8 müssen wir uns die Strasse wieder mit unzähligen grossen Fahrzeugen teilen. Die Südinsel mag wenig besiedelt sein, die Touristenmassen machen dies aber wieder wett. Langsam, aber beharrlich kämpfen wir uns die Strasse hoch bis auf den Lindis-Pass. Wir sind 965 Meter über dem Meer und somit am höchsten Punkt der Südinsel, über den ein Highway führt. Die lange Abfahrt beschert unseren Beinen die nötige Erholung für die weitere Strecke, Campingplätze sind in dieser Gegend rar. Es ist bereits dunkel, als wir endlich ankommen. Mein Fahrradcomputer zeigt 95 Kilometer an. Wenn ich nicht so müde wäre, dann würde ich mich über diesen Tagesrekord freuen. Schnell stellen wir das Zelt auf und kochen. Zusammen mit einer Zwiebel und einer Sweet-and-sour-Sauce aus dem Beutel entsteht ein köstliches Mahl, das wir mit Heisshunger hinunterschlingen.

Nur noch wenige Kilometer trennen uns von Queenstown. Ich denke an unsere Anfänge zurück, an die gemeisterten Herausforderungen und die positiven Reaktionen der Menschen auf unseren Konvoi. Bereits bei kurzen Anstiegen war ich so ausser Atem, dass ich nicht einmal darüber fluchen konnte. Wir haben eine enorme sportliche Entwicklung gemacht und sind 1450 Kilometer mit dem Velo gefahren. Auch wenn ich Neuseeland als Fahrraddestination für Familien nur bedingt empfehlen kann, möchte ich die vergangenen Wochen nicht missen.

a.bortis@sunrise.ch

Aline Bortis (38) aus Zürich ist Primarlehrerin, leidenschaftliche Wanderin, begeisterte Hobbygärtnerin und reich mit Fernweh beschenkt. Ob Wandern und Wildcampen in den Schweizer Alpen mit Inari, in Lappland in einer einsamen Hütte hausen mit Lilette oder einfach als Familie mit dem Wohnwagen losziehen – ihr Leitsatz lautet: Nur das Nötigste planen, flexibel bleiben und den Augenblick geniessen.

PARTNERHINWEIS

«Ich plane mit dir deine Neuseeland-Veloreise!»

Oliver Kölliker
Globetrotter-Reiseberater
und Veloreisen-Spezialist

» globetrotter.ch/oliverk

RAUS.
Aber richtig.

ANDY zaubert in der Outdoor-Küche.

Amuse Busch.
WIR KÖNNEN DAS.

Und so bekommst du bei uns genau die Beratung, die du brauchst.
Von Leuten, die dasselbe wollen wie du.

Beste Auswahl, hochwertige Ausrüstung, echte Beratung für Travel & Outdoor.
Basel, Bern, Luzern, St. Gallen, Winterthur, Zürich und online

TRANSA

Thomas Heimberg Handwerker auf Reisen

«Mein Weg war Verzicht»

INTERVIEW: JEANNINE KELLER BILDER: THOMAS HEIMBERG

Thomas Heimberg (42) war ein Workaholic. Auch in der Freizeit hiess es «höher, schneller, weiter». Grenzen gab es für den Aargauer keine, Feierabend auch nicht. Es brauchte mehr als einen Wink des Schicksals, bis Thomas aufging, dass ihn sein Lebensstil ausbrennt, und er beschloss, sein Leben zu ändern. Fortan wollte er als reisender Handwerker durch die Welt ziehen, weg vom Druck der Gesellschaft. Schliesslich wurde es eine Reise, die 30 Monate dauerte. Thomas versuchte in Neuseeland Fuss zu fassen und fuhr, als das nicht klappte, mit seiner Motocrossmaschine von Chile bis in die USA.

Thomas, du wolltest aus dem Leistungshamsterrad ausbrechen und einfach leben. Das klingt nach klassischer Reisemotivation – und leichtem Gepäck. Mit wie viel bist du gestartet?
Mit 495 Kilogramm. Das Leben ist ein Widerspruch. Ich wollte ja zuerst nur nach Neuseeland auswandern. Durch meine verschiedenen Projekte der letzten Jahre kam so einiges an Lagermaterial zusammen. Ich räumte über ein Jahr lang auf. Diese eine grosse Kiste war mein restliches Hab und Gut. Ich habe immer viele Ideen, aber keine Pläne. Ich wusste damals nur, dass ich einfach leben will. Im doppelten Sinn. Angekommen in Neuseeland, plante ich auch, an der Enduromeisterschaft mitzufahren, und hatte deshalb alles Material dafür mitgenommen. Sowie alle meine «Spielzeuge»: Ski, Mountainbike, Campingsachen. Ich wollte eben auch nichts Neues anschaffen. Also habe ich alles verschifft, um in Neuseeland in einem Van zu leben, wo all diese Sachen Platz haben.
Die Reise war auch eine Suche nach Freiheit.
Die Freiheitssuche wurde erst später ein Thema. Wegen der persönlichen Freiheit habe ich all meinen damaligen Besitz mitgenommen. Damit ich mit dem leben kann, was ich schon hatte – diese Dinge gaben mir Unabhängigkeit. Die Bedeutung von Freiheit hat sich für mich im Laufe der Reise aber gewandelt. Die Suche nach meiner persönlichen Freiheit dauerte bis zuletzt an. Und heute rede ich wieder ganz anders darüber.
Konntest du in Neuseeland wie erhofft aus dem herrschenden Leistungsdruck in der Schweiz ausbrechen?
Zuerst nicht. Ich war noch immer ein durchstrukturierter Organisator, hatte keine Geduld, etwas entstehen zu lassen. Wegen eines Unfalls, bei dem ich mir den Fuss gebrochen hatte, konnte ich nicht arbeiten. Ich wusste nichts anderes zu tun, als mich um einen regulären Job zu bewerben. Machte genau das, wovor ich geflüchtet war, und begab mich wieder in ein bürokratisches System. Nur, dass ich es hier als Ausländer mit den Arbeitspapieren nicht so zügig klappte wie erhofft. Erst nach einiger Zeit wurde ich entspannter und dachte: Hey, ich habe ja noch Erspartes, also was solls. Das Umdenken brachte mir eine neue Art Freiheit.
Dein treuester Begleiter wurde dein Motocrossmotorrad. Nicht gerade ein ideales Reisemobil.
Mitgenommen habe ich es ja, um Rennen zu fahren. Und ich wollte nicht zusätzlich ein neues kaufen, als klar wurde, dass ich per Motorrad weiterziehe. Da ich mich gut auskenne und das Motorrad jederzeit auch flicken kann, dachte ich, ich kann das. Ich habe schon Sachen geflickt, die vielleicht niemand anderes mehr geflickt hätte. Ganz nach dem Prinzip der «Wire-8»-Kultur – mit dem zurechtzukommen, was gerade vorhanden ist. Ich hatte Spass am Umbau des Renntöffs zu einem Reisemotorrad. Daran, zu sehen, was möglich ist. Solche Herausforderungen fand ich schon immer cool.

Der Allrounder

Thomas Heimberg ist gelernter Landmaschinenmechaniker und übte über die Jahre die verschiedensten Berufe aus. Auch privat hatte er immer verschiedene Projekte am Laufen. Eine grosse Leidenschaft war der Motocrosssport. Gerade sah es so aus, als könnte er mit dem Handel von Elektromotorrädern durchstarten, da brach bei einem Rennen der Rahmen seines Elektrotöffs, und Thomas verunfallte. In der Hoffnung, aus seinem alten Leben ausbrechen zu können, brach er 2014 zu einer Reise mit unbestimmten Zeithorizont auf. Im Gepäck eine Menge Werkzeug und die Idee, als Handwerker sein Reiseleben zu finanzieren. Thomas musste feststellen, dass Jobben unterwegs nicht immer einfach ist, und stellte dies immer stärker infrage.

Drecksarbeit. Unterwegs zu arbeiten wie hier auf See, ist die Idee. Thomas scheut vor keiner Arbeit zurück, solange sie fair entschädigt wird und er keinem Einheimischen den Job wegnimmt. Arbeit gegen Kost und Logis findet er in vielen Fällen bedenklich.

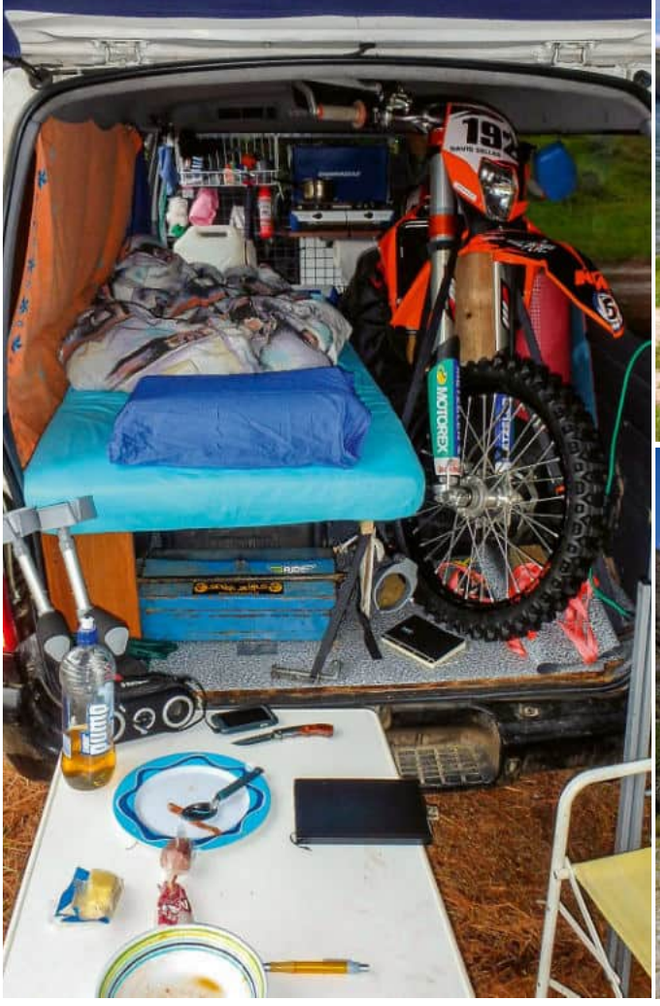
Deine Maschine hat einen 8-Liter-Tank. Wie weit kommst du mit einer Tankfüllung?
Ich hatte den bestehenden Tank mit einem 22-Liter-Tank ausgetauscht. Und später noch einen 5-Liter-Reservekanister montiert. So kam ich 500 bis 600 Kilometer weit. Man muss den Kilometerzähler aber schon im Blick behalten. Schliesslich bekommt man überall Benzin, wo es Menschen hat. Einmal konnte ich bei einem Metzger aus dem Schlachtraum einen Kanister Benzin kaufen, einmal bei einem Bäcker. Auch in der Wüste bekommt man bei den Menschen Benzin. Man zahlt vielleicht das Zehnfache, aber man kann weiterfahren. Nur auf dem Altiplano wurde es knapp. Nach 600 Kilometern musste ich schieben – mit Freude, die nächste Tankstelle war in Reichweite. Ich war analog unterwegs, und Distanzen kann man auf der Karte nicht ganz genau abschätzen, also musste ich das ziemlich gut planen.

Welche Werkzeuge sind auf einer Töffreise unverzichtbar?
Ein Pneuhebel und eine Pumpe! Wobei, wenn ich genau darüber nachdenke, braucht man lediglich Vertrauen, Zeit und Geduld. Bei den wenigen Platten, die ich auf den 80 000 Kilometern hatte, hätte es immer eine Lösung gegeben. Ich hätte die ganze Werkzeugkiste – 25 Kilogramm schwer, voll mit allen möglichen Ersatzteilen und Werkzeugen – zu Hause lassen können.

Du wolltest als fahrender Mechaniker Geld verdienen. Ging dein Plan auf?
Nein. Da schon zu Beginn alles änderte, gab es bald keinen Plan mehr. Als ich auf einer Baustelle in Südamerika gegen Kost und Logis arbeitete, um mein Erspartes und den Notgroschen nicht anzapfen zu müssen, bekam ich ein schlechtes Gewissen. Ich begann, mir Gedanken zu machen. In Chile hätte ich einen Alpjob machen und 20 Dollar am Tag verdienen können. Ich musste mir aber eingestehen, dass ich dafür einem Einheimischen den Job wegnehmen würde. Die Arbeitslosenquote in Chile ist hoch, und jemand anderes braucht das Geld zum Leben. Ich machte das Beste aus dem, was ich hatte, und fing an, statt Geld zu verdienen, auf noch mehr zu verzichten, sodass ich mit meinem Ersparten möglichst lange unterwegs sein konnte.

Kann man nicht auch für Kost und Logis arbeiten, um niemandem einen bezahlten Job wegzunehmen?
Mein Eindruck war, dass viele der Arbeitgeber Einheimischen auch ein Gehalt zahlen könnten. Bei manchen potenziellen Arbeitgebern habe ich das Thema angesprochen und hörte öfters, dass auf die Einheimischen kein Verlass sei. Ich stellte fest, dass es oft ausländische Geschäftsführer waren, die mit Volunteers ein Geschäft machen. Ich bekam Mühe damit.

«Benzin bekommt man überall, wo es Menschen hat.»



Wenn jemand mit der Hilfe von anderen Geld verdient, soll er sie dafür entlöhnen. Sonst ist das moderne Sklaverei. Es kann eine gute Erfahrung für jemanden sein, aber mir war meine Freiheit mehr wert.

Und doch hast du an vielen Orten mit angepackt.

Ja, zum Beispiel habe ich in einem Kinderheim in Peru den Traktor repariert. Aber das ist eine andere Geschichte. Dort war kein Geld vorhanden, und jahrelang hatte sich des Problems niemand angenommen. Der Traktor war für das Heim wichtig. Sie brauchten ihn, um den eigenen Acker ordentlich bewirtschaften zu können.

Was war die speziellste Arbeit, die du gemacht hast?

In einem Team baute ich eine Eisbahn für Testfahrten an einem Hang irgendwo im Nirgendwo in Neuseeland. Ich wusste gar nicht, dass es so was gibt. Am meisten hat mich aber das Handwerk der Schuhmacher in verschiedenen Ländern beeindruckt. In Peru schaute ich bei jemandem rein, der aus alten Pneus Sandalen herstellt. In Nicaragua arbeitete ich aus Interesse eine Woche lang bei einem Mann, der Westernstiefel herstellt. Ich war fasziniert zu sehen, wie jeder einzelne Arbeitsschritt von Hand ausgeführt wird. Die Tage in der Werkstatt gaben mir auch Einblick in die dortigen Lebensumstände. Neues zu lernen und zu sehen, wie andere etwas machen, inspiriert mich und bringt mich selbst auf neue Ideen.

Schliesslich warst du 30 Monate lang unterwegs. Wurde das Reisen irgendwann zum Alltag?

Die tägliche Veränderung wurde zum Alltag. Ich wurde reisemüde, habe das im Reiseflow aber gar nicht so gemerkt. Die Natur beeindruckte mich überall, vom südlichen Amerika bis nach Kanada, aber der Wow-Effekt nahm ab. Es waren vor allem die Grossstädte, die mich ermüdeten. Meistens musste ich in die grösseren Städte hineinfahren, weil ich etwas brauchte. Oft für das Motorrad. Ersatzteile für meinen Töff sind nicht überall zu finden, meistens musste ich zu einem Importeur in die Hauptstadt. Klar war es dann auch schön, mal wieder in einem Hostel statt im Zelt zu schlafen oder eine Altstadt zu besichtigen. Aber nach zwei, drei Tagen war ich immer froh, wieder hinauszukommen.

Was waren die grössten Herausforderungen auf einer so langen Reise?

Ich selbst! Der Umgang mit meinem eigenen Charakter und wie ich mit den Umständen umgehe. Und von aussen gesehen waren es die Grenzübertritte mit meinem Motorrad, die Korruption und die Militär- und Polizeikontrollen.

Du bist mit offenem Zeithorizont losgezogen. Als du in Kanada von einem Spezial-Flugangebot mit Motorrad erfahren hast, bist du spontan zurück nach Europa geflogen. Denn unterwegs ist dir klar geworden, was du wirklich willst. Ist eine Reise ein gutes Mittel, um sein Leben neu zu ordnen?

Ja bestimmt. Eine Reise schafft räumliche Distanz, aber gleichzeitig kommt man sich selbst oft näher. Jemand hatte mir erzählt, dass es in Spanien und Portugal zahlreiche verlassene Grundstücke gäbe. Eine Ruine mit etwas Land kaufen, das ich selbst bewirtschaften kann, gärtnern, Kraft schöpfen – das ist es! Das wurde mir erst nach vielen Monaten des Reisens klar.

Hattest du unterwegs eine überraschende Erkenntnis?

Viele! Die grösste Erkenntnis war, dass ich meinem persönlichen Weg am besten folgen kann, wenn ich auf möglichst viel verzichte. Es gab unterwegs viele Verlockungen, bei guten Jobs viel Geld zu verdienen. Aber das war nicht mein Weg. Verzicht kann unbequem sein, aber er hat mich dahin gebracht, wo ich schliesslich gelandet bin. Ich lernte auf der Reise auch, im Moment zu sein. Nicht zu weit vorauszuplanen. So habe ich jetzt die gesuchte Ruine, die steht aber nicht in Südeuropa, sondern ist ein einfaches Holzhaus im Tessin.

Du hast auf deiner Reise eine innere Wandlung durchgemacht. Haben die fremden Lebensweisen und Kulturen dabei eine Rolle gespielt?

Ja. Vor allem die unterschiedliche Wahrnehmung der Zeit! Als ich nach Südamerika kam, merkte ich, dass dort die Uhren langsamer drehen. Alles braucht mehr Zeit, manchmal unvorstellbar viel Zeit. Diese Erfahrung war prägend. Man gibt sich in manchen Ländern mehr Zeit und hat dadurch auch mehr Zeit. Ich bewundere das. Das ist der grösste Reichtum, den ich auf meiner Reise gefunden habe. Auch deshalb bin ich im Tessin glücklich. Ich habe dort ein bisschen südländische Entspanntheit gefunden. Auch wenn ich mich immer noch dabei

Reisemaschine. Die umgebaute KTM EXC 450, Jahrgang 2010, führt Thomas 30 Monate lang zuverlässig durch wegsames wie auch durch unwegsames Gelände, hier in Peru.

Handwerker. Wo sich niemand daran bereichert, stellt der Aargauer seine Arbeitskraft gerne zur Verfügung. In einem Kinderheim in Peru kann er den dringend benötigten Traktor flicken.

Wohnraum. In Neuseeland ist Thomas mit seinem ganzen Hab und Gut per Campingbus unterwegs.

Zweierteam. Im Laufe der Reise wirft der Handwerker immer mehr Ballast ab, psychisch wie physisch.

Bergsicht. «Die Natur», sagt der heute 42-Jährige, «beeindruckte mich überall, vom südlichen Amerika bis nach Kanada.»

Offroad. Thomas' Motocross-Skills kommen ihm bei vielen Gelegenheiten zugute.

«Heute kann ich es abends auch mal sein lassen und denken: Morgen ist auch noch ein Tag.»

erwische, dass ich mich aufrege, wenn jemand sagt: Ach, mal schauen, vielleicht morgen. Dabei finde ich, dass es eine Stärke ist, Dinge entspannt anzugehen. Ich bin immer noch leistungsorientiert, wenn ich etwas anpacke, aber heute kann ich es abends auch mal sein lassen und denken: Morgen ist auch noch ein Tag.

Ist das Reisen in die Ferne für dich noch relevant, um Neues zu erleben?

Nein. Die Freiheit an möglichst fernen Orten zu suchen, ist für mich inzwischen irrelevant. Heute kann ich auch von zu Hause aus loslaufen, dann fängt die Reise an, die Distanz spielt keine Rolle mehr. Diesen Sommer wanderte ich drei Wochen durch die Schweiz – es fühlte sich auch etwas nach Weltreise an. Heute sehe ich mein ganzes Leben als spannende Reise, fast täglich erlebe ich Überraschungen.

Faszinieren dich fremde Länder noch?

Zurzeit bin ich hier glücklich. Mein Wunsch des selbstständigen Handwerkers trug mich um die Welt. Jetzt ist er im Tessin Realität geworden. Das ist absolute Spitze. Reiseideen habe ich aber noch viele.

Hast du den Töff noch?

Ja. Er fährt auch noch. Aber ich musste das Kennzeichen abgeben. Ich hätte ihn vorführen müssen, aber mit all den angeschweissten Teilen hätte er keine Chance, durch die Prüfung zu kommen.

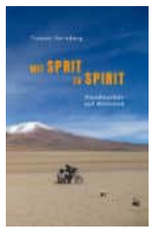
Also gibt es kein Reiserevival mit deiner Enduro?

Kaum. Wenn ich wieder losfahren würde, würde ich mir vermutlich eine neue Maschine leisten, auch wieder geländetauglich und leicht. Sodass ich alles Gepäck abnehmen könnte und dann eine 120 Kilogramm leichte Enduro hätte, mit der ich Berge erklimmen könnte. Ich bin auch Fan von Seitenwagen geworden. Ich warte noch, bis meine Perle in mein Leben tritt, und dann fahren wir vielleicht zusammen nach Australien. Es wäre auch schön, die Leute wiederzusehen, die ich auf meiner langen Reise kennenlernte. Ich habe also noch Reiseideen.

→ **rootbase.ch**

Das Buch

Thomas Heimberg hat über seine Reise ein Buch geschrieben. In «Mit Sprit zu Spirit – Handwerker auf Weltreise» erzählt er von seiner äusseren und inneren Reise, von magischen und verrückten Erlebnissen und wie für ihn alles zusammenhängt. Das Buch ist direkt bei Thomas via info@rootbase.ch für CHF 19.50 exkl. Versandkosten erhältlich. Gerne spricht Thomas als Referent auch an Veranstaltungen über seine Reise.



Beim Volk der Huni Kuin

Rituale im Regenwald

TEXT UND BILDER: INGA BACKEN

Die Huni Kuin leben abgelegen im Amazonasregenwald im äussersten Nordwesten Brasiliens. Der Moderne zum Trotz schafft es das indigene Volk, seine Kultur, seine Traditionen und das alte Wissen lebendig zu halten. Inga Backen lernt vor Ort die Spiritualität der Huni Kuin kennen und taucht in die geheimnisvolle Welt des Regenwalds ein.

Es ist stockdunkel. Im Licht der Taschenlampe folge ich einem feuchten und rutschigen Weg durchs Gestrüpp. Nach kurzer Zeit erreiche ich ein einfaches Holzhaus, das etwas abseits vom Dorfzentrum liegt. Das ist mein Zuhause für die nächsten drei Wochen. Ich trete ein und schaue mich um. Und halte erschrocken den Atem an. Der Lichtkegel erfasst zwei riesige behaarte Spinnen. Handgross und unbeweglich sitzen sie da. Weitere Krabbeltiere und Insekten fühlen sich vom Licht angezogen. Ich bekomme ein mulmiges Gefühl. Es ist meine erste Nacht alleine im Dschungel. Alleine mit diesen kleinen Mitbewohnern. Strom gibt es keinen. Ich verkrieche mich unters Moskitonetz und versuche einzuschlafen. Ringsherum summt es laut. Noch spüre ich nicht viel von der erwarteten Magie des Regenwaldes.

Ankunft. Es ist eine lange Reise bis an mein Ziel: die Huni Kuin. Von der Stadt Rio Branco im Bundesstaat Acre brachte mich eine kleine Propellermaschine nach Jordão, eine kleine Gemeinde im brasilianischen Regenwald. Strassen gibt es in dieser Region nicht. Vor mir liegt noch eine zweistündige Bootsfahrt bis zum Dorf.

Rasant fahren wir einen kurvigen Fluss hinunter, links und rechts dichter Regenwald. Ich sitze mit Sia, seinem Sohn und zwei seiner Töchter im Boot. Sia ist der Cacique, der politische Anführer der indigenen Gemeinde, in der ich drei Wochen zu Besuch sein darf. Sias junger Sohn navigiert uns. Er muss aufpassen, dass wir nicht auf Grund laufen. Der Fluss ist an einigen Stellen sehr flach. Plötzlich stoppt das Boot ruckartig und sitzt fest. Etwas erschöpft helfe ich mit, das Boot in tieferes Wasser zu schieben. Sia hat mir versprochen, mich in die Spiritualität seines Volkes einzuweihen. Deshalb, und weil ich die Lebensweise der Huni Kuin kennenlernen möchte, bin ich hier.

Zum ersten Mal traf ich Sia vor einigen Monaten auf einem Event in der Nähe meines brasilianischen Wohnortes. Er hielt dort einen Vortrag über seine Kultur und sprach die Einladung aus, sein Dorf zu besuchen. Da ich schon lange diesen Wunsch hegte, nahm ich die Einladung an. In ihrem Kampf um den Erhalt ihrer Kultur ist es für die Huni Kuin zu einem Herzenswunsch geworden, sich der Welt zu öffnen. Für sie ist eine neue Zeit angebrochen, in der sie ihre Kultur und ihr Wissen auch an die nicht indigene Bevölkerung weiterreichen möchten. Auf Sias Bitte hin habe ich also meine Kamera eingepackt und hoffe, dass ich die Huni Kuin unterstützen kann.

Sia hat mir versprochen, mich in die Spiritualität seines Volkes einzuweihen.

Verbunden. Inga Backen (Dritte von rechts) lebt drei Wochen in einem Dorf bei den Huni Kuin. Die Gemeinschaft hat sich für Menschen ausserhalb ihres Kulturkreises geöffnet. Für ein Ritual begibt sich die Gruppe traditionell geschmückt zu einem heiligen Baum, der Samaúma.

Als ich ankomme, nimmt mich eine Dorfbewohnerin freundlich bei der Hand: «Komm, ich habe ein Begrüssungsgeschenk für dich.» Rosane bemalt mein Gesicht und meine Armen mit schwarzer Farbe. Rosane sagt, dass die Farbe aus der Jenipapo-Frucht gewonnen wird. Die Bemalung sei ein energetischer Schutz für mich. Sieben Tage wird die Farbe halten. Es sind grafische Muster, die die Huni Kuin während ihrer spirituellen Rituale empfangen. Dann überreicht mir Rosane ein Paar Ohrringe und ein Armband. Es ist ein typischer handgefertigter Schmuck aus Missanga. Missanga sind kleine runde und perforierte Stücke aus Glas, Stein oder anderem Material, die aneinander aufgefädelt werden.

Alltag im Dorf. Nach der ersten Nacht erzähle ich beim Frühstück von den beiden riesigen Spinnen im Haus. «Die sind giftig», werde ich gewarnt. «Lass sie einfach in Ruhe, dann tun sie dir nichts.» Ich halte mich daran.

Das Leben im Dorf ist einfach. Es gibt kein Internet, und bis vor Kurzem gab es auch keine Elektrizität. Jetzt versorgt eine Solaranlage das Dorfzentrum am Abend für einige Stunden mit Strom. Täglich gehe ich mit den Dorfbewohnerinnen zum Fluss. Dort waschen wir uns und die schmutzige Kleidung. Für die Notdurft gibt es Trockentoiletten oder den Wald.

Die Arbeiten sind vielfältig und reichlich. Aus grossen Aluminiumkesseln über offenen Feuerstellen dampft es. Die Frauen bereiten die täglichen Mahlzeiten vor, die aus viel Rindfleisch und frischem Fisch bestehen. Ich als Vegetarierin bekomme Reis, Bohnen, Eier, gekochte oder gegrillte Bananen, Mais, Maniok und zum Trinken Ananastee. Alles schmeckt köstlich.

Wenn ich nicht mit den Kindern spiele oder den Frauen in der Küche helfe, erkunde ich ausgerüstet mit meiner Kamera, Stift und Notizblock das Dorf. Die Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner sind aufgeschlossen und freuen sich über das Interesse an ihrer Kultur. Die Menschen wohnen in schlichten, aber robusten Holzhäusern, die Dächer sind dicht mit Stroh aus Palmblättern gedeckt oder vereinzelt aus Aluminium gefertigt. Motorsägen kreischen laut, denn gerade wird neu gebaut. Bauen ist Männersache. Ebenso die Jagd und das Fischen.

Oft schaue ich den Frauen und Mädchen bei der Herstellung ihres traditionellen Kunsthandwerkes zu. Ich bin fasziniert, wie sie die winzigen Missanga-Kügelchen auf fädeln und so farbenfrohe Armbänder, Halsketten und Ohrringe entstehen. Andere flechten Körbe und Matten aus den Blättern der Urikuri-Palme oder weben aus Wolle Taschen, Pullover

Die Huni Kuin

Das Volk der Huni Kuin ist eines der präsentesten indigenen Völker Brasiliens. Es lebt an der Grenze zu Peru im Unterlauf des Jordão-Flusses, in Acre, Brasilien. «Huni Kuin» («Kaxinawá» in ihrer Sprache) bedeutet in der Übersetzung so viel wie «echte Menschen» oder «Menschen mit bekannten Bräuchen».
➔ **hunikuin.org**

Ausführlichere Infos zum Volk der Huni Kuin (auf Portugiesisch):
➔ **pib.socioambiental.org/pt/Povo:Huni_Kuin_(Kaxinawá)**

Im Dorf. Die Gemeinschaft der Huni Kuin lebt abgelegen im Dschungel und ist nur per Boot erreichbar. Die Frauen stellen Körbe und Kleidung teilweise selbst her.

Aus dem Wald. Die Männer fällen Bäume und sammeln Palmblätter für ein neues Haus. Auch ein Teil der Nahrung kommt aus dem Wald, wie die süsse Frucht Ingá.

Zum Schutz. Die grafischen Muster, die dem Schutz dienen, empfangen die Huni Kuin in spirituellen Ritualen. Die Muster werden auf die Haut gemalt oder in Schmuck eingearbeitet.

Spiritualität. Bei Festivitäten und für Rituale tragen die Männer Federkopfschmuck. Für ein Ritual zerstampft Sia rote Pfefferschoten, die mit dem Schnabel eines toten Vogels auf die Zunge der Autorin getunkt werden. Das Ritual soll die Eingeweihte befähigen, Lieder der Heilung zu empfangen.

«Dort sind alle Geister des Waldes vereint, die der Pflanzen, der Tiere und der Menschen. Dort kannst du sie spüren», sagt Inbuse.

und Jacken. Neben dem Eigengebrauch verkaufen sie dieses aufwendig gefertigte Kunsthandwerk an Touristen.

Es gibt nur wenige Verschnaufpausen. Die Dorfbewohnerinnen tragen grosse Kessel mit Wasser von den Erdquellen ins Dorf, reinigen die Häuser oder kümmern sich um die Kinder. Viele der Mädchen im Teenageralter sind bereits selbst Mütter. Neben der Arbeit ist auch die Hierarchie klar nach Geschlechtern organisiert. Es sind die Männer, die politisch und spirituell das Sagen haben.

Als Cacique lebt Sia mit seiner Familie im Zentrum des Dorfes. Hier befindet sich ein Platz für Versammlungen aller Art, eine Schule, die Gemeinschaftsküche und ein Gebäude, das als Kantine dient. Mit Sias Familie leben fünf weitere Familien ständig im Dorf.

Wir sitzen im Vorraum von Sias Haus. Er bietet mir etwas von seinem Rapé an. Rapé ist eine den Einheimischen heilige Medizin, die aus gemahlenen Blättern des Mapacho-Tabaks und der Asche aus bestimmten Bäumen besteht. Mithilfe eines kleinen Blasrohrs wird das Rapé in die Nase gepustet. Es soll körperlich und energetisch reinigen und helfen, eine tiefe Verbindung zur Natur herzustellen. «Morgen gehen wir in den Wald», sagt Sia. «Es ist an der Zeit, dass du die Königin des Waldes triffst.»

Im Wald. Auf engen Pfaden schlängeln wir uns durchs Dickicht, es ist heiss und feucht, die Erde vom Regen aufgeweicht. Ich suche Halt an den Ästen und Pflanzen und achte darauf, nicht in eines der vielen Spinnennetze zu greifen. «Vorsicht!», ruft Sia plötzlich, «nimm dich in Acht vor diesen Ameisen. Ihre Stiche schmerzen stark.» Erschrocken schaue ich auf den Ast, über den eine riesige schwarze Ameise marschiert.

Leonardo ist der Pajé, der spirituelle Führer des Dorfes. Er und seine Frau sammeln Blätter, die sie zur Herstellung von Medizin benötigen. «Der Wald ist unsere Apotheke», sagt er. Seine Frau zerdrückt ein paar Blätter und reibt den Saft über meine Hände. «Rieche», fordert sie mich auf, «der Duft wirkt entspannend.» Leonardo zeigt mir verschiedene Pflanzen, die gegen jegliche Leiden helfen sollen. Es gibt Pflanzen gegen Verbrennungen, Haarausfall, Schwangerschaftsprobleme und sogar gegen Eifersucht. Sia erklärt mir, dass sein Volk versucht, die Nähe zur Natur zu bewahren, denn diese repräsentiere für sie Gott. Mit dem Leben ihrer Traditionen wollen die Huni Kuin ihre Kultur für die kommenden Generationen stärken und so ihr Volk und die Natur schützen.

Moskitos und andere Insekten schwirren um uns herum. Insbesondere die winzigen Mücken sind hartnäckig. Mein Mückenspray hilft nur wenig. Innert kurzer Zeit habe ich unzählige Stiche und bin rot gepunktet. Schmetterlinge gleiten durch das Dickicht. In den Baumkronen singen Vögel. Grössere Tiere zu sichten, ist hingegen schwierig. Leonardo sagt, dass diese sich von den Menschen fernhalten.

Sia verschwindet im Wald. Kurze Zeit später kommt er mit einer Handvoll leuchtend roter Pfefferschoten und einer länglichen Frucht zurück. «Den Pfeffer brauchen wir für ein heiliges Ritual, das wir mit dir durchführen werden», sagt Sia. Ich horche auf. Dann öffnet er die Frucht und bietet mir das flaumig weisse Fruchtfleisch an. Es schmeckt gut und süss. Der Name der Frucht sei Ingá, sagt Sia. Wie mein Name, antworte ich. Wir lachen.

Die Königin des Waldes befindet sich noch tiefer im Dschungel. Aber wir kommen nicht weit, ein umgestürzter Baum versperrt uns den Weg. Enttäuschung steigt in mir hoch. Plötzlich kommt kräftiger Wind auf. Wir schauen zum Himmel. Ein Gewitter braut sich zusammen.

Naturverbundenheit. Rechtzeitig vor dem Einsetzen des Regens sind wir zurück im Dorf. Es ist Zeit für das tägliche Musizieren. Die ganze Gemeinschaft versammelt sich dazu in einer Maloca, einem der traditionellen Häuser. Zwei junge Männer spielen Gitarre und schlagen die Trommel, die anderen singen. Musik ist ein wichtiger Bestandteil ihrer Kultur. Durch sie können sie ihre Spiritualität ausdrücken und sich mit den Naturgeistern in Verbindung setzen. Die Musik ist für sie auch ein Heilmittel.

Die Kinder toben um uns herum. Als ich meine Kamera hervorhole, bin ich blitzartig von ihnen umringt. Begierig möchten sie alle Fotos sehen. Mich rühren ihre natürliche Neugierde und Anhänglichkeit. Tsaná, einen kleinen Jungen, schliesse ich besonders ins Herz. Tsaná ist still und wirkt sehr sensibel. Er sagt, dass er zehn Jahre alt ist. Er sucht meine Nähe und setzt sich neben mich.

An einem der folgenden Tage findet das «Festival de Légumes», das Gemüsefestival, statt. Das ganze Dorf ist auf den Beinen. Die Bewohnerinnen und Bewohner tragen ihre volkstypischen Trachten und Körperbemalungen. Sia trägt einen eindrucksvollen Kopfschmuck aus langen Federn. Die Blätter der Urikuri-Palme schmücken zusätzlich die Oberkörper und Stirnen der Männer. Mit Palmblättern in den Händen fassen sich die Männer an den Schultern und bilden so eine Schlange. Angeführt von den Pajés bewegen sie sich singend und tanzend zum zentralen Platz des Dorfes. Hier warten die Frauen und Kinder. Alle nehmen sich an den Händen, und gemeinsam bilden sie einen grossen Kreis. Das Tanzen und Singen geht weiter. Das Ritual wird durchgeführt, um den Anbau und die Ernte von Getreide und Gemüse, zum Beispiel Mais, Yamswurzel oder Maniok, zu unterstützen.

Königin des Waldes. Einige Tage später machen wir uns wieder auf in den Wald, diesmal kommt Sias Bruder Inbuse mit. Der umgestürzte Baum ist aus dem Weg geräumt. Je dichter der Dschungel wird, desto merklicher verändert sich das Klima. Es ist schwül, und es herrscht eine spezielle Stimmung. Nach einer Weile bleibt Inbuse stehen und zeigt nach

Reisen zu indigenen Gemeinschaften

Viele indigene Gemeinschaften auf der Welt sind heute offen, Besucher zu empfangen. Der Tourismus kann sogar helfen, Traditionen und Kultur zu erhalten. Es gibt Projekte und Angebote, die von den Gemeinschaften selbst verwaltet und angeboten werden, damit der Verdienst vollumfänglich zu ihnen zurückfliesst. Sich vorab über die Kultur und die Lebensweise eines Volkes zu informieren und sich damit auseinanderzusetzen, ermöglicht eine Begegnung mit Respekt. Bei Touren von externen Anbietern sollte man sich besonders darüber informieren, ob ein Besuch im Sinne der indigenen Bevölkerung ist und keine blosse «Vorführung». Hilfreiche Websites:

➔ **gfbv.ch** (Gesellschaft für bedrohte Völker)
➔ **survivalinternational.de**
➔ **tourism-watch.de/de**
➔ **fairunterwegs.org**

Dann wird mir plötzlich sehr heiss. Ich schaue in meinen Taschenspiegel und blicke in ein feuerrotes Gesicht.

vorne: «Sieh, dort ist die Samaúma, unsere Königin des Waldes.» Durchs Dickicht erkenne ich ihren mächtigen Stamm. Als wir vor ihr stehen, betrachte ich die majestätische Riesin. Die dicken Wurzeln des Baumes graben sich über mehrere Meter in den Erdboden. Einige ranken sich um den breiten Stamm und sichern ihn zusätzlich. Es braucht bestimmt 30 Personen, um diesen Baum zu umfassen. Ich sehe hinauf. Ich weiss nicht genau, wie hoch die Krone in den Himmel ragt, aber es sind sicher um die 60 Meter. Inbuse zeigt auf etwas, das wie ein hölzernes Seil aussieht und von der Krone des Baumes am Stamm herunterhängt. Das sei die Escada dos Espíritos, die Leiter der Geister. An ihr könne man hinauf in die Krone klettern, erklärt er. «Dort sind alle Geister des Waldes vereint, die der Pflanzen, der Tiere und der Menschen. Dort kannst du sie spüren.» Für das Volk der Huni Kuin ist die Samaúma heilig, eine Verbindung zwischen Himmel und Erde und ein Geist, der Heilung bringt. Ich lege meine Hand an den Stamm. In diesem Moment spüre ich die ganze Magie des Waldes, seine Energien und seine Kraft. Ich bin glücklich, hier zu sein.

Zugleich breitet sich in mir ein trauriges Gefühl aus. Bilder der Zerstörung des Regenwaldes kommen mir in den Sinn. Jede Minute werden auch hier Bäume abgeholzt. Bäume wie dieser Samaúma-Baum, der Wasser aus den Tiefen des Bodens schöpft und damit nicht nur sich selbst, sondern das gesamte umliegende Pflanzenreich versorgt. Ich werde aus meinen Gedanken geweckt. Es sei Zeit zu gehen.

Initiation. Am nächsten Tag steht mein Taufritual an. Nach der Legende der Huni Kuin ist das Taufritual eine Initiation, die Eingeweihte befähigt, zeremonielle Lieder zu empfangen und zu singen. Zur Vorbereitung wird mein Gesicht mit der roten Farbe der Urukum-Frucht bemalt. Sia erklärt mir, dass ich nach dem Ritual eine dreitägige Diät einhalten muss. Salz, Zucker, Fleisch und Fisch sind strikt untersagt.

In einer kleinen Gruppe gehen wir zum Samaúma-Baum. Sia trägt seinen Federkopfschmuck und die Frauen und Kinder tragen bunte Stirnbänder mit den für ihr Volk typischen grafischen Mustern. Auch ich habe so ein Stirnband umgebunden. Als wir bei der Samaúma angekommen sind, bereitet Sia alles vor, was er für das Ritual benötigt. Während er ein Gebet spricht, zerstampft er mit der einen Hand und einem Stöckchen ein paar von den roten Pfefferschoten, in der anderen Hand hält er einen toten Japiim-Vogel. Mithilfe des Geistes des heiligen Pfeffers und des heiligen Vogels lernen Eingeweihte zu singen, und in Visionen Lieder der Heilung zu empfangen.

Ich setze mich auf eine der dicken Wurzeln der Samaúma. Sia stellt eine kleine Schale vor meine Füsse. Ich soll den Mund öffnen und die Zunge herausstrecken. Ich bin aufgeregt. Sia tunkt den Schnabel des Japiim in die Pfefferpaste und tupft damit einige Minuten auf meine Zunge, begleitet von einem weiteren Gebet. Dann sagt er: «Jetzt muss die Energie der Pfeffermedizin für 40 Minuten einwirken.» Der Pfeffer brennt, aber ich nehme mich zusammen, nicht zu schlucken oder zu spucken. Ich möchte das Ritual unbedingt durchstehen. Der tropfende Speichel wird von der kleinen Schale aufgefangen. Als die 40 Minuten vorüber sind, spucke ich den angesammelten Speichel aus und putze mir die Nase. Das Ritual ist beendet.

Beflügelt gehe ich zu meinem Haus. Die Sonne brennt, und die Energie des Rituals und des Pfeffers wirkt intensiv auf mich. Im Haus lasse ich meinen Empfindungen freien Lauf. Unvermittelt überkommt mich der Drang, singen zu wollen. Mir schiessen Melodien durch den Kopf, und ich fange tatsächlich an zu singen. Wie im Delirium muss ich lachen und weinen zugleich.

Dann wird mir plötzlich sehr heiss. Ich schaue in meinen Taschenspiegel und blicke in ein feuerrotes Gesicht. Sobald die Dämmerung einbricht, wage ich mich hinaus. Eine der Dorfbewohnerinnen sieht, dass es mir nicht gut geht, und reibt mich mit kaltem Wasser ein. Das tut gut. Ich gehe zu Sia und frage ihn, ob diese Hitze eine normale Reaktion auf das Ritual sei. «Es ist eine sehr starke Reaktion», antwortet er mir. Die Kraft des Rituals werde drei Tage anhalten, aber am ersten Tag sei sie am intensivsten.

Abschied. Nach den drei Tagen fühle ich mich innerlich gereinigt und gestärkt. Ich habe mir fest vorgenommen, zukünftig mehr zu singen und Gitarre spielen zu lernen. Auch die drei Wochen bei den Huni Kuin sind nun vorüber. Ein letztes Mal gehe ich in den Wald zur Samaúma, bevor ich mich schweren Herzens von Sia, Inbuse und den anderen Dorfbewohnern verabschiede. Im Boot warte ich auf die Abfahrt. Oben am Hang des Ufers steht Tsaná und hält Ausschau nach mir. Ich winke ihm zu. Dann fahren wir los.

ingabacken@icloud.com

Inga Backen (Alter geheim), in Hamburg aufgewachsen, ist reisende Autorin und Fotografin. In Brasilien begann sie, mit der Pflanzenmedizin aus dem Amazonasregenwald zu arbeiten und sich für die Kulturen der indigenen Völker zu interessieren. Auch ist der Wunsch dadurch gewachsen, etwas zu ihrem Erhalt beizutragen. ➔ **ingabacken.com**
Über ihre Erfahrungen hat sie ein Buch geschrieben: «Eine Reise zurück nach Hause – wie eine Pflanzenmedizin aus dem Amazonasregenwald mir half zu erkennen, wer ich wirklich bin». Erhältlich online.
➔ **amazon.de/dp/B0BMTHBXY9**

5 TIPPS FÜR TRAUMHAFTE LANDSCHAFTS-AUFNAHMEN

Bilder von Landschaften sind wohl die vielseitigste Disziplin der Fotografie. Vom Amateur, bewaffnet mit der ersten Kamera, bis hin zum Profi mit viel Erfahrung tummeln sich in diesem Gebiet fast alle Fotograf:innen gerne irgendwann einmal. Verständlich, denn Landschaften lassen sich schliesslich immer und überall fotografieren und erstrahlen immer wieder in neuem Licht.

TIPP 1: DIE RICHTIGE VORBEREITUNG
Wer schon einmal mit einem professionellen Landschaftsfotografen gesprochen hat, der weiss: Über 90 Prozent der Arbeit entstehen in der Vorbereitung. Viele Fotografen und Fotografinnen recherchieren einen Ort und besuchen diesen anschliessend mehrfach, um ein Gefühl für Licht, Farben und Stimmung zu bekommen. Dann geht es nur noch darum, zu analysieren, unter welchen Umständen das Traumfoto gelingen kann. Ihr wollt Bilder von blühenden Mohnfeldern machen? Dafür gibt es nur ein schmales Zeitfenster von wenigen Tagen. Bereitet euch also entsprechend vor. Weiterer Aspekt: Das Wetter. Hier hilft euch eine kurzfristige Vorhersage über eure Wetter-App oder eine entsprechende Website. Ausserdem empfehlen wir einen Plan B, falls das Wetter am geplanten Fototag doch nicht euren Vorstellungen entspricht.

TIPP 2: EINE ANSPRECHENDE KOMPOSITION
Oft wird behauptet, dass ein Foto über Vorder-, Mittel- und Hintergrund verfügen müsse. Da ist viel Wahres dran. Wenn sich die Gelegenheit bietet, alle Ebenen einzubeziehen, hilft das der Komposition sehr weiter. So wird der Blick des Betrachters ins Bild geführt. Berücksichtigt aber auch Linien, die sich in euren Bildern finden: Wege und Berge bilden Diagonalen, die den Betrachter ebenfalls durch das Foto führen können. Und auch die Drittelregel sollte nicht ausser Acht gelassen werden. Hier teilt ihr das Bild horizontal und vertikal in drei gleich grosse Teile und positioniert Motive oder den Horizont an den Trennlinien. Bei der richtigen Komposition hilft auch die Brennweite: Ein weitwinkliges Objektiv ermöglicht euch das Spielen mit besonderen Perspektiven und bringt Tiefe ins Bild. Ein Teleobjektiv vereinfacht die Komposition durch die Möglichkeit, schnell heranzoomen zu können.

TIPP 3: WICHTIGES ZUBEHÖR
Wer sich gründlich vorbereitet, kann sich vor Ort die notwendige Zeit lassen, die richtige Komposition auszuwählen. Damit dabei auf die notwendige Perfektion geachtet werden kann, setzt ihr am besten ein Stativ ein. So lassen sich kleine Veränderungen in Ruhe umsetzen und ein Bild in allen Facetten kreieren. Stative ermöglichen überdies längere Belichtungszeiten, was insbesondere für ruhige Wasseroberflächen wichtig ist. Wenn es für Langzeitbelichtungen zu hell ist, kommt der sogenannte ND-Filter zum Einsatz. Profis schwören zudem auf Polfilter; diese entfernen Reflexionen im Wasser oder auf Blättern und machen das Bild insgesamt deutlich satter. Verlaufsfilter sind bei Sonnenauf- oder -untergängen besonders praktisch, da sie einen dramatischeren Himmel erzeugen.

TIPP 4: DIE RICHTIGE KAMERA-OBJEKTIV-KOMBI
Profis schwören für die beste Bildqualität auf Kameras mit grossem Dynamikumfang und vielen Megapixeln, wie es die Nikon Z 7II oder D850 bieten. Aber auch die 24,3 Megapixel einer Nikon Z 5 reichen für Landschaftsfotos in optimaler Qualität aus. Wichtig ist, dass ihr wisst, was ihr mit dem Foto später machen wollt. Möchtet ihr es gross ausdrucken und in eure Wohnung hängen, greift lieber zu mehr Megapixeln. Wenn ihr die Fotos online zum Beispiel auf Instagram zeigen wollt, reichen weniger Megapixel aus. Besonders wichtig ist das Objektiv, welches für Landschaftsbilder scharfe Ergebnisse liefern sollte. Hier schlägt die Stunde des NIKKOR Z 14-24mm f/2.8 S, das als lichtstarkes Weitwinkel in die Ausrüstung jedes Landschaftsfotografen gehört. Wer auf etwas Lichtstärke verzichten kann, bekommt mit dem NIKKOR Z 14-30mm f/4 S einen passenden Ersatz, der auch etwas kleiner ist. Im Teleobjektiv-Bereich sieht es ähnlich aus: Kompromisslos geht es beim NIKKOR Z 70-200 mm f/2.8 S zu, alternativ bietet sich das kompakte NIKKOR Z 24-200mm f/4-6.3 VR an.

TIPP 5: FOTOGRAFIEREN, UM ZU BEARBEITEN
Landschaftsfotos werden in der Regel noch nachbearbeitet. Fotografiert daher direkt so, dass sich eure Bilder für die anschliessende Arbeit noch gut eignen. Stellt die Kamera auf das RAW-Format (NEF) und achtet penibel darauf, dass keine Bereiche im Bild zu dunkel oder zu hell werden. Wenn sich das nicht vermeiden lässt, hilft eine Belichtungsreihe, die später als HDR zusammengefügt werden kann. Versucht ausserdem, die ISO-Zahl für die höchste Bildqualität möglichst niedrig zu halten, um Bildrauschen zu vermeiden – dabei hilft euch das Stativ weiter. Schliesst die Blende um etwa zwei Stufen, damit die Bilder maximal scharf werden. Die Belichtungszeit ist in der Regel sekundär. Habt ihr Bilder in hoher Qualität aufgenommen, macht die anschliessende Bearbeitung mehr Spass.

Den vollständigen Artikel sowie zahlreiche weitere inspirierende Berichte findest du auf mynikon.ch.

Visionen in Senegal

Vom Fischerboot zum Surfbrett

TEXT: JACQUELINE BECK BILDER: LISA COULAUD / JACQUELINE BECK

Jacqueline Beck lernt in Dakar junge Musiker, Sozialunternehmerinnen und Surfer kennen, die eines gemeinsam haben: Sie wollen den sanften Tourismus nutzen, um Neues aufzubauen.

Als ich im alten Fischerdorf Ngor, das heute einer der Stadtbezirke von Dakar ist, nach dem Hotel Niokobokk frage, blicke ich erst mal in verständnislose Gesichter. Normalerweise setzen Touristinnen, die im Taxi bei der «Cabane des Pêcheurs» vorfahren, direkt in einem der bunt bemalten Fischerboote auf die Ile de Ngor über, eine Insel der Ruhe für eine Auszeit von den mannigfaltigen Eindrücken, mit denen einen Senegals Hauptstadt Dakar beglückt.

Doch beim Stichwort «Schweizer» reagiert einer der herumstehenden jungen Männer und führt mich über einen sandigen Platz, vorbei an Garküchen und Erdnussständen, vorbei an Trauben von Schulkindern, hinein in ein enges Gässlein, wo Frauen in prachtvollen Gewändern ihren alltäglichen Aufgaben nachgehen.

Ungläubig jetzt mein Gesicht und das meiner Begleiterin Fatou, als uns der selbst ernannte Guide in eine noch engere Gasse führt – eine Gasse voller Graffiti, Stromleitungen und blökender Schafe. Ganz schön unbekümmert sei das von mir, findet Fatou, einfach mal loszuziehen und zu denken, es werde dann schon gut herauskommen. In der Tat bin ich froh, meine neue Freundin bei mir zu haben. So können wir auf ihrem Handy verifizieren, dass wir uns tatsächlich in unmittelbarer Nähe des Surfhotels befinden.

Hals über Kopf. Noch vor wenigen Tagen sass ich mit einem Freund in Basel im Kino, wir schauten uns den Film «Atlantique» an, der in Dakar spielt, und ich eröffnete ihm: «Übermorgen fliege ich dorthin.» Es fühlte sich surreal an, wie die Geschichte im Film, wo Frauen nachts zu Zombies werden und von Bauherren die Löhne ihrer verschwundenen Männer einfordern, die aus Verzweiflung ein Fischerboot bestiegen haben, in der Hoffnung, damit nach Europa zu gelangen.

Ganz unbekümmert bin ich nicht, und doch folge ich spontan einem Impuls, der mich nach Senegal führt: Meine ursprünglichen Pläne für den Herbst sind ins Wasser gefallen, ich habe Ferien im November und das Bedürfnis nach Sonne. Dakar hat mein Interesse geweckt, als ich im Jahr zuvor auf den Kapverdischen Inseln war und dort auf viele senegalesische Immigranten traf – die meisten mit einer Nähmaschine vor ihrem Laden. Aus schönen, bunten Wax-Print-Stoffen fertigten sie Souvenirs für die wachsende Zahl von Reisenden an.

Dakar, das wusste ich, hat nicht nur eine spannende Fashion- und Designszene, sondern überhaupt ein reiches Kulturleben. Und die Halbinsel Cap Vert, über die sich Senegals Hauptstadt erstreckt, ist auf drei Seiten vom konstanten Wellengang des Atlantiks umgeben. Zwei junge Schweizer Paare haben hier vor Kurzem ein neues Surfhotel eröffnet, wie ich herausgefunden habe. Noch kommen die meisten Touristinnen nicht einfach unangemeldet an.

Mit offenen Armen. Ich bin schon vor ein paar Tagen in Dakar eingetroffen und bei meinen Airbnb-Gastgebern in die senegalesische Gastfreundschaft eingetaucht. Boucar und seine amerikanische Freundin Jessica sind Musiker und treten zu meinem Glück am zweiten Abend mit ihrer Band in einem Café an der Corniche des Almadies auf, dem wohlhabenderen Küstenstreifen südlich von Ngor. Beim Tanzen freunde ich mich mit Fatou an, die mich in den folgenden Tagen unter ihre Fittiche nimmt.

Nun sind wir also unterwegs zum «Niokobokk» in Ngor, wo ich die zweite Hälfte meines Aufenthalts verbringen will. Tatsächlich versteckt sich hinter der nächsten Häuserecke ein Kleinod. Vier Schweizer haben hier eine heruntergekommene Pension in ein Juwel verwandelt. Mit Handwerkern aus der Nachbarschaft und Freundinnen aus der Schweiz haben sie das Haus renoviert und mit lokal hergestellten Möbeln und Kunsthandwerk eingerichtet. Ihre Vision: Mit sanftem Tourismus Arbeitsplätze und Einkünfte für die Menschen im Quartier schaffen.

«Wir wollen uns nicht von der Bevölkerung abgrenzen, sondern zusammen etwas erreichen», erklärt mir Salome Rupp beim Willkommensdrink auf der Terrasse. Niokobokk bedeutet auf Wolof, der in Dakar geläufigen Sprache, so viel wie Teilen oder Solidarischsein. Mein Blick geht über die umliegenden Wellblechdächer und Innenhöfe, durch die Häuserzeilen blinzelt das Meer. «Surftouristen suchen gerne authentische Orte. Sie sollen etwas bewirken und die lokale Kultur kennenlernen können», sagt Salome.

Tatsächlich mangelt es vielen Senegalesinnen und Senegalesen an verlässlichen Einkommensquellen. Für die Bewohner Ngors war lange Zeit der Fischfang Lebensgrundlage,

doch die Erträge sind in den letzten Jahrzehnten drastisch zurückgegangen. Europäische und asiatische Fangflotten haben die Fischgründe vor Senegals Küste praktisch leergefischt und mit ihren Schleppnetzen nachhaltig zerstört. Einst war Fisch für die senegalesische Bevölkerung wichtigstes Grundnahrungsmittel bis weit ins Landesinnere, heute ist er Mangelware.

Zusätzlich zum Fischmangel führen kürzere und heftiger werdende Regenfälle zu Ernteausfällen in den ländlichen Gebieten Senegals. Immer häufiger erfüllen die Pirogen der Fischer nun einen anderen Zweck: Zehntausende junge Menschen haben in den schmalen Booten schon die Überfahrt auf die Kanarischen Inseln gewagt.

Surfen statt Fischen. Auch Babacar Thiaw gehört zur Volksgruppe der Lébou, die traditionell vom Fischfang lebt. Salome hat mich zu ihm geschickt. Ich treffe den 33-Jährigen an der Strandbar Copacabana, etwas ausserhalb von Ngor. Er sitzt vor einem hausgemachten Ingwersaft und schaut auf die Wellen hinaus. Babacar könnte gut zu jenen 75 Prozent der

Nüchtern. Ngor, das alte Fischerdorf, ist heute einer der Stadtbezirke von Dakar und offenbart beim Blick über die Dächer noch wenig Charme.

Gemütlich. Charmant zeigt sich die Strandbar Copacabana. Der ideale Platz, um die Surfer zu beobachten oder sich nach dem Surfen auszuruhen.

Ehrgeizig. Babacar Thiaw und seine Crew geben ihre Leidenschaft fürs Surfen gerne weiter und wollen den nationalen Surfverband wachsen sehen.

Perfekt. Dieser junge Surfer erwischt die Welle optimal und geniesst jetzt das berauschende Gefühl von Freiheit.

Animierend. Die erfahrenen Surfer werden intensiv beobachtet. Wetten, dass diese Jungs bald selbst auf dem Brett stehen?

Belebt. Der Strand ist nicht nur das Revier der Surfer. Vor allem am Wochenende füllt er sich mit Menschen, die eine Abkühlung geniessen.

Stolz. Eine Surfschülerin geniesst strahlend ein erstes Erfolgserlebnis.

Engagiert. Babacar und andere lokale Pioniere setzen sich dafür ein, dass Senegal bekannter wird auf der Weltkarte der Surfreisenden.

15- bis 35-jährigen Senegalesen gehören, die gemäss einer Umfrage des lokalen Forschungsinstituts IFAN ihr Land verlassen möchten.

Doch Babacar hat einen anderen Plan. Den Grundstein dafür legte bereits sein Vater, der in den 1990er-Jahren zum Fischen mit der Harpune an die Plage du Virage kam. «Jedes Mal, wenn er mit dem Tauchen fertig war, setzte er sich an den Strand und ruhte sich aus», erzählt sein Sohn. «Da erkannte er das enorme Potenzial, das dieser Ort hat.»

Vor allem Europäerinnen und Europäer, viele von ihnen für internationale Organisationen in der Hauptstadt tätig, entdeckten zu jener Zeit die perfekten Surfbedingungen vor ihrer Haustüre. Eine Handvoll Senegalesen, darunter Babacars Vater, gesellten sich dazu. An der Plage du Virage, damals noch ausserhalb der sich ausbreitenden Stadt, beschloss er, inmitten von Geröll und Kakteen ein Strandrestaurant zu eröffnen.

Babacar war sechs Jahre alt, als er von seinem Vater ein Bodyboard erhielt. Wenn er es nicht selbst benutzte, vermietete es der Junge weiter und sparte so Geld für sein erstes Surfbrett, das ihm ein Spanier am Ende seiner Ferien überliess. Babacar träumte davon, eine Karriere als Surfprofi zu machen. «Doch die Realität hat mich eingeholt», sagt er. «Das Problem ist, dass der Surfsport in Senegal noch nicht sehr verbreitet ist.»

Neuer Nationalsport? Während viele Senegalesinnen und Senegalesen gar nie schwimmen lernen, liegt das Augenmerk der Lébou, die mit dem Ozean aufwachsen, natürlicherweise auf einem anderen Objekt: dem Fischerboot. Wer sich an einem Novembertag zum Ende der Regenzeit am Strand von Ngor tummelt, kann beobachten, wie Fischer ihre Pirogen für die neue Saison auffrischen und kunstvoll bemalen. An manchen Tagen veranstalten sie Ruderwettbewerbe, begleitet von Zeremonien, an denen das ganze Quartier teilnimmt.

Und noch eine andere Form des Kräftemessens hat es den Einheimischen angetan: der Ringkampf. Um diesen traditionellen Volkssport ist eine ganze Industrie mit hochdotierten Sponsoringverträgen entstanden, was seiner Popularität und der Verankerung in lokalen Gebräuchen und Ritualen keinen Abbruch tut. «Wenn du vom Ringen oder vom Fussball sprichst, dann weiss jeder Bescheid», sagt Babacar. «Wenn du aber vom Surfen sprichst, dann sagen sie dir, das sei Sache der Weissen.»

In der Tat waren es zwei Amerikaner, die in den 1960er-Jahren mit ihren Longboards am Strand von Ngor auftauchten und die einheimischen Kids mit ihrem Können beeindruckten. Auf der Flucht vor dem kalifornischen Winter und den übervölkerten Wellen zogen die Surfstars Mike Hynson und Robert August mit dem Filmemacher Bruce Brown um die Welt. Sie drehten den Kultfilm «Endless Summer» und machten die Droite de Ngor – einen der zahlreichen Surfspots Dakars – bekannter.

Und doch ist Senegal bis heute ein blinder Fleck auf der Weltkarte vieler Surfreisender geblieben. Babacar und andere lokale Pioniere setzen sich dafür ein, dass sich dies ändert. Rund 400 Lizenzierte zählt der nationale Surfverband. Im März 2019 wurde ihm erstmals die Austragung einer Qualifikationsserie der World Surf League übertragen. «Es gibt eine neue junge Generation, die die Dinge vorantreiben will und die sich fragt, weshalb dieser Sport den Weissen vorbehalten sein soll», sagt er.

Der junge Unternehmer hat mittlerweile die Surfschule Senesurf gegründet und amtet als Landesmanager der afrikanischen Surfmarke Bantu Wax. Die Strandbar Copacabana hat er von seinem Vater übernommen und daraus das erste Zero-Waste-Lokal Dakars gemacht. Das mediale Interesse ist gross, kämpft die Stadt doch mit einem enormen Abfallproblem. Gerade am Vortag hat der zurückhaltende Mann eine lokale Filmcrew zum Interview empfangen. «Du beginnst bei null und arbeitest Schritt für Schritt an deiner Vision», sagt Babacar. «Alleine schaffst du so etwas nicht. Aber wenn es Menschen gibt, die deine Leidenschaft teilen, kannst du Aussergewöhnliches erreichen.»

Es ist die Haltung, die Babacar mit den Schweizern vom Surfhotel Niokobokk teilt. «Wir wollen vermitteln, dass wir es wert finden, hier etwas aufzubauen», erklärt Initiant Silas Rupp. «Wer kreativ nach Lösungen sucht und nicht aufgibt, der kann im Leben einen Unterschied machen.» Gerade erst klopften zwei talentierte Surfer an die Türe des «Niokobokk» und boten sich als Kursleiter an. Es ist die Hoffnung der jungen Hotelbetreiber, dass durch solche Begegnungen ein Funke überspringt – auch auf die Reisenden, die Wertschöpfung ins Land bringen. Im besten Fall ergibt sich daraus eine Win-win-Situation. Babacar und seine Kollegen sind bereit.

mail@jacquelinebeck.ch
→ jacquelinebeck.ch

Jacqueline Beck (37) ist freie Kulturpublizistin in Basel. Es hat sie stets gereizt, vermeintliche Selbstverständlichkeiten durch Perspektivenwechsel zu hinterfragen. Leise Töne und überhörte Stimmen findet sie spannender als lautes Getöse. Ihr Interesse gilt Menschen und Projekten, die mit Mut und Kreativität eigene Wege gehen.

Das Hotel Niokobokk ist jetzt eine Tagesschule

Das Hotel Niokobokk in Ngor empfängt mittlerweile keine Gäste mehr. Es wurde während der Coronakrise in eine Tagesschule für Strassenkinder umfunktioniert. Die Kinder erhalten Verpflegung, können duschen und lernen Lesen und Schreiben. Sie sollen wieder Kinder sein dürfen und eine Perspektive für die Zukunft erhalten.

SHIP'N'TRAIN
TRAVEL

SENEGAL
MIT DEM
SCHIFF

GLOBETROTTER GROUP MEMBER

Auf dem Senegal-Fluss die pure westafrikanische Lebensfreude spüren.

Reisen Sie individuell oder in einer Gruppe

Ship'N'Train Travel - Neuengasse 30 - 3001 Bern
031 313 00 04 - info@shipntrain.ch - www.shipntrain.ch/senegal

Reingeschaut bei… Claudia Abbt im Niger

Brücken bauen in der Wüste

TEXT: MICHÈLE SUTER BILDER: CLAUDIA ABBT

In die Schweiz zurückkehren? Das könne sie sich nicht vorstellen, sagt Claudia Abbt. Vor 30 Jahren ist die 64-jährige Zürcherin nach Algerien ausgewandert. Seit 2010 lebt sie in Agadez im Niger. Die Wüste zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Leben.

Claudia Abbt meldet sich nach einem einzigen Klingelton. Eine Tasse heisser Tee steht vor mir, und ich freue mich darauf, Claudias Geschichte zu hören. Sie habe viel zu erzählen, sagt sie aus ihrem Haus in Agadez im Niger. Claudia kommt im Libanon zur Welt und zieht als Zehnjährige mit ihren Eltern und Geschwistern in die Schweiz. Kurz bevor sie in die Schweiz fliegen, bereist die Familie Syrien und Jordanien. Hier entfacht sich in Claudia das Feuer für die Wüste. Dieses Gefühl von Freiheit und Weite werde sie nie vergessen, erzählt sie.

Aber zuerst geht es für sie in die Schweiz. Von Anfang an ist ihr klar – alt wird sie hier nicht. Nach der Schule studiert sie Englisch und Ethnologie und arbeitet sich nach dem Abschluss in einer Bank bis zur Personalchefin hoch. In ihren Ferien fühlt sie sich magisch angezogen von Wüstenregionen. 1990 reist sie mit einer Reisegruppe ins Hoggargebirge in Algerien. Diese Reise sei ein Augenöffner für sie gewesen, sagt Claudia heute. Ein Stein wird losgetreten, dessen Dimensionen sich Claudia damals nicht bewusst war.

Unter dem Sternenhimmel. Während zweier Wochen tauchte sie in das Nomadenleben rund um die Oase Tamanrasset ein. Endlose Gespräche mit ihren Begleitern, alles Tuareg, machen die Nacht zum Tag. Sie schlafen draussen. In Claudia keimt dasselbe Gefühl wieder auf, das sie schon als Zehnjährige in Syrien und Jordanien gespürt hat. Und nach diesen Ferien steht für sie fest: «Da will ich wieder hin.» Sie will den Nomadenalltag miterleben, in eine Familie integriert sein. Als der Chef der algerischen Reiseagentur, mit der sie im Hoggar unterwegs war und mit dem sie seither Kontakt hält, etwas später für Verhandlungen in der Schweiz ist, schlägt er Claudia vor: «Komm und wohne bei uns.» So verbringt Claudia ihre ganzen Sommerferien – die heisseste Zeit des Jahres – in Algerien. Am Ende der vier Wochen weiss sie, sie will in Algerien leben. Sie kündigt ihre Stelle bei der Bank und wandert an Ostern 1992 nach Algerien aus. Der Chef der lokalen Reiseagentur wird ihr Mann, die beiden heiraten 1994. Claudia kümmert sich von Anfang an um den kulturellen Austausch, hält während Schweizaufenthalten Vorträge über die Sahara und die Tuareg. Leider gehören Terroranschläge im Norden des Landes bald zur Tagesordnung. Das Geschäft mit den Touristen bricht ein. Während dieser Durststrecke fährt Claudias Mann Taxi, sie beginnt, Kleider zu nähen, und eröffnet einen kleinen Laden. 1997 kommt ihr Sohn Younes zur Welt.

Einschnitt. Als sich ab dem Ende der 1990er-Jahre die Lage beruhigt, empfangen Claudia und ihr Mann Touristen in ihrer Lodge, die sie in der Zwischenzeit gebaut haben. Von hier aus bieten sie Wüstentouren per Kamel und Jeep an.

Gemeinschaftswerk

Die Kooperative «Tellit» hat Claudia mit einer Schweizer Freundin und Frauen aus dem Niger gegründet. Ihre Absicht ist es, das traditionelle Kunsthandwerk mit den Bedürfnissen der Moderne zu verbinden.
→ tellitagadez.com

Der 11. September 2001 verändert die Welt, und die grosse Saharageiselnahme in Algerien 2003 verdirbt jegliche Lust auf Wüstenabenteuer. Kurz darauf erleidet Claudia ihren schlimmsten Schicksalsschlag: Ihr Mann stirbt unerwartet an einem Hirnschlag. Mitten in der Touristensaison ist Claudia plötzlich auf sich allein gestellt. Trotz ihrer tiefen Trauer arbeitet sie hart und erhält als erste Ausländerin in Algerien die Lizenz, ein Reisebüro zu führen. Fortan konzentriert sie sich auf ihre Leidenschaft – das Organisieren von Kameltouren. Es sind strenge Jahre, doch Claudia bleibt und kämpft.

Sie heiratet erneut einen Tuareg. Ihr zweiter Mann stammt aus dem Niger. Für Claudia und ihren Sohn Younes öffnet sich eine neue Tür. Sie ziehen nach Agadez im Norden des Niger, eines der ärmsten Länder der Welt. Hier ist Französisch die Amtssprache, und Younes hat bessere Aussichten auf gute Schulbildung als in Südalgerien. Claudia pendelt zwischen Agadez und ihrer Reiseagentur in Tamanrasset. Bis Algerien 2013 die Grenzen schliesst und der Tourismus gänzlich zum Erliegen kommt. Ihr Unternehmen muss sie aufgeben.

Lebenskünstlerin. Claudia muss wieder bei null anfangen. Sie sei nicht nach Afrika gekommen, um in einer staubigen Stadt zu sitzen, sondern um in der Wüste zu leben, sagt sie heute. Und doch macht sie nun genau das – sie sitzt im staubtrockenen Agadez an der Durchgangsroute vieler Subsaharaflüchtlinge in Richtung Mittelmeer. Sie lebe gerne hier in ihrem Haus mit Hof, in dem sie Gemüse anpflanzt, erzählt sie. Das einfache Leben mache sie glücklich. Und obwohl sie sich ausserhalb der Stadt fast nur mit Eskorte bewegen könne, fühle sie sich

Zu Hause. Claudia am Festival de L'Aïr in Iferouane, nördlich von Agadez.

Traditionen. Die Cure Salée, das grosse Fest der Nomaden, findet jährlich nach der Regenzeit statt.

Augenweide. Das historische Zentrum von Agadez ist UNESCO-Weltkulturerbe.

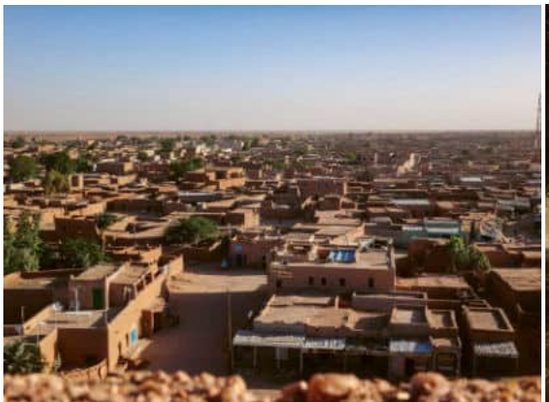
Familie. Claudia besucht ihren Sohn Younes (25) oft in Niamey. Ihr Mann ist Kamelzüchter in Ingall, im Norden des Landes.

nicht eingeschränkt. Sie könne sich gut mit dieser Situation abfinden. Manchmal könne sie drei, vier Tage in ein Wüstencamp fahren, dort ihre Wüste geniessen. Länger nicht – zu gross sei das Risiko, entführt zu werden. Nach Niamey, wo ihr Sohn unterdessen wohnt, fliege sie meistens. Claudia sprüht vor Leidenschaft, ist positiv. Auch wenn die Migrationsthematik und die Armut allgegenwärtig sind. Immerhin ist die politische Situation im Niger recht stabil.

Heute konzentriert sich Claudia auf den Vertrieb von Kunsthandwerk. Gemeinsam mit einer anderen Schweizerin, die auch in Agadez lebt, hat sie die Kooperative «Tellit» gegründet, die Ledertaschen und anderes Lederhandwerk herstellt und verkauft. Damit und mit Gelegenheitsjobs hält sich Claudia über Wasser. Langeweile kennt sie nicht. Sie spricht fliessend Französisch, Arabisch und Tamaschek, die Sprache der Tuareg, besitzt neben der Schweizer Staatsbürgerschaft auch die algerische und die nigrische. Sie ist mit der lokalen Mentalität vertraut und pflegt hier viele Freundschaften – mit Einheimischen wie auch mit anderen Expats. Nicht eine Sekunde habe sie bereut, aus der Schweiz weggegangen zu sein, sagt sie. Immer wieder kehrt sie beim Erzählen zurück nach Tamanrasset, wo sie mit ihrem ersten Mann wunderschöne Jahre verbracht hat. Sie schwärmt vom Nomadenleben, lacht ihr ansteckendes Lachen, wenn sie Erinnerungen aus dem Leben in der Wüste mit mir teilt. Unterdessen ist es Nacht. Zeit, das Telefongespräch zu beenden. Ich habe meine Tasse nicht angerührt.

taghant@gmail.com

In der Serie **«Schweizer im Ausland»** schauen wir per Videoanruf bei interessanten Auslandschweizerinnen und Auslandschweizern vorbei.



Leere Gassen

Abseits der Touristenströme oder in den frühen Morgenstunden hat man Venedig und seine «fondamenta» fast für sich alleine. Fondamenta nennt man die Uferstrassen, die entlang der Kanäle verlaufen und gleichzeitig als Grundmauern für die Gebäude dienen. Die anderen festen Wege heissen «calle» (Gasse), «ruga» (altitalienisch und verwandt mit dem französischen «rue») und «salizzada» (gepflasterte Strasse).

Venedig im Nebel

STILLE IN DER SERENISSIMA

BILDER UND TEXT: EVELYN HEBEISEN

Seit über 15 Jahren zieht es Evelyn Hebeisen immer wieder nach Venedig. Sie kennt die Serenissima, die Königin der Adria, wie ihre Westentasche. Vor Ort hat die Berner Fotografin stets ihre Kamera griffbereit. Auch dann, wenn sie die italienische Stadt frühmorgens im Winter für sich allein hat und neue Seiten an ihr entdeckt.

Mit Radio Italia im Ohr, Fahrtwind im Haar und salziger Meeresluft in der Nase nähere ich mich der Stadt. Vor mir erste Häuser und Kirchtürme, im Rückspiegel das hässliche Industriegebiet von Porto Marghera. Mit jedem Meter auf der Ponte della Libertà lasse ich das Festland und alle Sorgen hinter mir. Die «Brücke der Freiheit» macht ihrem Namen alle Ehre – schlagartig fühle ich mich glücklich und frei. Es ist, als würde in meinem Kopf ein Hebel umgelegt. Dieses wunderbare Phänomen erlebe ich seit meiner ersten Reise im Jahr 2005 jedes Mal. Mein geliebtes Venedig hat mich wieder!

«Was fasziniert dich derart an dieser Stadt, die permanent mit Touristen überfüllt ist und deren Kanäle stinken?», werde ich öfter gefragt. Nun, es gibt auch in Bern Ecken, die unangenehm riechen. Venedig ist nicht schlimmer als jede andere Stadt der Welt. Dass die Kanäle per se übel riechen, stimmt nicht. Und trotz vielen Problemen ist und bleibt Venedig einzigartig.

Der historische Stadtkern liegt inmitten der Lagune eines Binnenmeeres auf etwa 120 nahe beieinanderliegenden, flachen Inseln. Millionen Holzpfähle wurden in den sandigen Boden gerammt. Man hatte früh entdeckt, dass sich unter der Schlammablagerung fester Lehmboden befindet, sodass sich auf dem Fundament aus Pfählen Gebäude errichten liessen. Über 170 Kanäle bilden das Wasserstrassennetz. Der berühmteste und längste ist der knapp 4 Kilometer lange Canal Grande, der sich wie ein spiegelverkehrtes S durch die Stadt schlängelt. Über 200 prächtige Palazzi säumen das Ufer und machen ihn zur schönsten Wasserstrasse der Welt.

Das Wasser, auf und an dem sich das Leben im meerumschlungenen Venedig abspielt, weckt Sehnsüchte in mir und lässt mich träumen. Die alten Paläste und Häuser versetzen mich in eine vergangene Zeit. Von Romanik über Gotik, Renaissance, Barock und Rokoko ist in Venedig jeder Architekturstil vertreten. Die Fassaden blättern hier und da ab, aber wie bei einer alten Dame liegt die Schönheit in ihrem Charme. Ich verfalle in eine Stimmung, die der vollkommenen Zufriedenheit sehr nahe kommt.

Obwohl einigermassen routiniert, verlaufe ich mich im Labyrinth aus den etwa 3000 Gassen und mehr als 400 Brücken immer mal wieder. Oder stehe plötzlich in einer Sackgasse vor einem Kanal. Ich liebe es, mich planlos durch die Lagunenstadt treiben zu lassen. Bei jedem Besuch entdecke ich neue Wege, kleine Campi und versteckte Gärten. So sehr ich die einsamen Orte, ja teilweise Oasen jenseits der Touristenströme liebe, so sehr mag ich auch die klassischen Sehenswürdigkeiten. Einfach weil sie wunderschön sind und viele Geschichten zu erzählen haben.

Der Markusplatz, die Rialtobrücke oder die fantastische Riva degli Schiavoni lassen sich auch ohne den grossen Trubel entdecken. Es gibt nichts Schöneres, als kurz vor dem Sonnenaufgang aufzubrechen und in der frischen Morgenluft durch die praktisch menschenleere Serenissima zu ziehen. In den Wintermonaten kommt der Zauber des Nebels dazu. Zu keiner Stadt passt er besser, dieser geheimnisvolle Schleier, der sich sanft in die Gassen und über das Wasser legt. Es ist faszinierend, zu sehen, wie aus dem Nichts ein Vaporetto auftaucht und wie ein Geist plötzlich wieder verschwindet. Dann Stille und nur die Anlegerpfähle als stumme Zeugen.

Stille findet man auch auf den Inseln draussen in der Lagune. Etwas düster anmuten mag San Michele, auf der sich der gleichnamige Friedhof von Venedig befindet. Doch die Anlage mit Kirche, einem schönen Kreuzgang und letzter Ruhestätte vieler Berühmtheiten lädt mich immer wieder zu Spaziergängen ein. Etwas weiter von Venedig entfernt befindet sich Torcello, wo sich die ersten Siedler in der Lagune niederliessen. Zur Blütezeit hatte die Insel mehr als 20 000 Einwohner. Heute sind es noch eine Handvoll. Vom Campanile der Basilika Santa Maria Assunta aus geniesse ich die beeindruckende Aussicht über die Lagune und kann Burano und etwas weiter entfernt Venedig sehen.

Wer Zeit und Musse findet, erlebt auch heute noch ein bezauberndes Venedig. Claude Monet hatte recht: Man kann nicht aus Venedig abreisen, ohne zurückkehren zu wollen.

evelyn.hebeisen@globetrotter.ch

Stadt auf dem Wasser

→

Wasser ist das allgegenwärtige Element in Venedig. In den Wintermonaten wird die Stadt von «acqua alta» heimgesucht. Das Hochwasser entsteht, wenn bei besonders starker Flut und niedrigem Luftdruck der Scirocco das Wasser landeinwärts in die Lagune drückt.

Ruhe vor dem Ansturm

↘

Morgenstund hat Gold im Mund – das gilt ganz besonders für die sonst überfüllte Piazzetta. Dieser Abschnitt des Markusplatzes zwischen dem Dogenpalast und der Biblioteca Marciana öffnet sich zum Wasser hin, dem Bacino di San Marco mit Beginn des Canal Grande. Die Piazzetta begrüsste einst die Besucher, die vom Meer kamen, und wurde als ein ganz besonderer Ort angesehen. Am Ufer erheben sich zwei Säulen, die den Stadtheiligen Markus und Theodor gewidmet sind. Auf den Säulen befinden sich daher der Markuslöwe beziehungsweise die San-Todaro-Statue.

Schwimmende Symbole

←

Die Gondeln gehören zu Venedig wie die Postkutsche zum Wilden Westen. Das Wort Gondola bezeichnete vor 1000 Jahren alle flachen, kiellosen Boote. Es ist nicht genau überliefert, wann die ersten Gondeln durch die Kanäle Venedigs glitten. Historikern zufolge soll die Gondel zum ersten Mal im Jahr 1094 erwähnt worden sein. Damals diente sie vor allem dem Warentransport. Heute gibt es ungefähr 500 Gondeln, die hauptsächlich für Touristen im Einsatz sind.

Aussicht auf den Anfang

→

Torcello war die erste bewohnte Insel in der Lagune. Der Campanile der Basilika Santa Maria Assunta bietet eine einzigartige Aussicht. Die Lagunenlandschaft lässt erahnen, auf welch sandigen und matschigen Inseln Venedig gebaut wurde. Heute leben nur noch rund 15 Menschen permanent auf der Insel.

Aus dem Nebel

↑

Wie ein Geist taucht ein Vaporetto auf und verschwindet sogleich wieder. Vaporetti sind Wasserbusse und fungieren in Venedig als öffentliche Verkehrsmittel. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes lautet Dampfschiffchen. Heute werden sie mit Dieselmotoren betrieben.

Evelyn Hebeisen (51) lebt in Bern. Sie arbeitet seit 2018 beim Globetrotter-Magazin in der Administration und als Fotografin. Evelyn führt mitten im beliebten Obstbergquartier ein kleines, aber feines Bed & Kitchen. Ihre Leidenschaft ist das Fotografieren. Wenn sie nicht gerade in Venedig unterwegs ist, dreht sie vermutlich in ihrer zweiten Lieblingsstadt Berlin ihre Runden.
→ evelynhebeisen.ch

Auf dem Transcaucasian Trail

Schwitzen in Swanetien

TEXT: FLORIAN SANKTJOHANSER BILDER: FLORIAN SANKTJOHANSER / FABIAN WEISS

In Georgien treibt ein junger Amerikaner einen grössenwahnsinnig anmutenden Plan voran: Er will einen Fernwanderweg quer durch den Kaukasus bauen. Autor Florian Sanktjohanser und Fotograf Fabian Weiss sind das erste Teilstück des Transcaucasian Trail in der Region Swanetien gewandert. Es ging durch archaische Dörfer und über Pässe mit fantastischen Fernblicken.

Panorama. Vorbei an alten Wehrtürmen und Ruinen auf dem Trail von Adishi nach Khalde. Die Fernblicke sind überwältigend.

Der Fahrer fragte dreimal, als könne er es nicht glauben: «Nach Nakra?» Jetzt, da wir in einem alten Lada eine Staubpiste hinaufschaukeln, verstehen wir langsam, warum. Zwei junge Georgier haben uns an der Abzweigung mitgenommen, ausser «Hello» und «Svaneti good» sprechen sie kein Englisch und wir kein Russisch. Dafür lächeln sie viel, bieten Zigaretten an und drehen die Musik auf. An einer Gabelung lassen uns die beiden raus. Schweine rüsseln vor einem schiefen Zaun im Gras, hinter blühenden Gärten stehen grob gezimmerte Scheunen und Holzhäuser mit Wellblechdächern. Offenbar Downtown Nakra. Als wir unserem Fahrer Geld anbieten, lehnt er entschieden ab. Danke, Handschlag, bye!

Die Gastfreundschaft der Georgierinnen und Georgier ist legendär, genauso wie ihre Küche und die Schönheit ihres Landes. Und das alles zu Recht, wie ich und meine Freunde auf dieser Tour erleben werden: acht Tage durch den Grossen Kaukasus, vorbei an Gletschern und 5000 Meter hohen Eisgipfeln bis ins höchstgelegene dauerhaft bewohnte Dorf am Rande Europas, das Weltkulturerbe Uschguli auf rund 2200 Metern Höhe.

Noch vor 15 Jahren hätte man diese Tour kaum wandern können. In den Bergen der Region Swanetien im Nordwesten des Landes lauerten damals bewaffnete Banden, selbst Georgier wagten sich nicht in die abgelegenen Hochtäler an der Grenze zu Russland. Schon der griechische Historiker Strabo hatte die Swanen als Kriegervolk beschrieben. Weder Araber noch Perser, weder Mongolen noch Osmanen haben sie jemals unterworfen.

Wandermekka. Heute aber boomt Swanetien. Die Mafiaclans wurden entwaffnet, die Zugangsstrasse durch die Schlucht des Enguri wurde erneuert. Und im Hauptdorf Mestia baute die Regierung sogar einen Flughafen. Bis zu Beginn der Pandemie reisten jedes Jahr mehr Gäste aus aller Welt an, um die sagenhafte Bergwelt zu sehen.

Bisher begnügen sich die meisten mit Tagestouren auf die Hausberge, zu den Wasserfällen und zu den Gletschern. Oder sie wandern den viertägigen Trek von Mestia nach Uschguli, der im Sommer fast schon überlaufen ist. Das ist das Maximum – aber nicht mehr lange, wenn der Plan von Paul Stephens aufgeht.

Der 41-jährige Amerikaner hat wasserblaue Augen, aus seinem Truckercap hängen schulterlange, glatte Haare. Ein Umhang und ein Stock, fertig wäre der Prophet. Entsprechend grössenwahnsinnig klingt seine Vision: Paul will einen Wanderweg quer durch den ganzen Kaukasus bauen. 3000 Kilometer weit soll der Transcaucasian Trail irgendwann vom Schwarzen zum Kaspischen Meer durch Georgien, Armenien und den Iran führen.

Der Prophet lässt sich nicht so leicht entmutigen.

«Die Idee kam mir 2010, als ich als Englischlehrer in Tiflis arbeitete und zum ersten Mal durch Swanetien wanderte», erzählt Paul, als wir ihn ein paar Tage später in Mestia treffen. «Ich bin in der Highschool mit meinem Bruder Teile des Appalachian Trail gewandert. Und ich dachte, es wäre grossartig, hier einen ähnlichen Weg zu haben.»

Ob und wann seine Vision wahr wird, weiss niemand. Aber immerhin 600 Kilometer sind schon markiert, davon zehn Tagesetappen in Swanetien: von Chuberi im Westen bis Uschguli im Osten. Die ersten beiden Etappen sparen wir uns, weil wir dafür ein Zelt mitschleppen müssten. Wild genug wird es auch so.

Tschatscha als Starthilfe. Der erste Tag ist perfekt zum Warmlaufen. Durch herrlichen Mischwald und über Lichtungen voll bunter Blumen wandern wir von Dorf zu Dorf. Pferde grasen zwischen Heuhaufen, Grillen zirpen, ein paar Bauern mähen mit Sensen das hohe Gras. Erstaunt schauen sie uns an und grüssen scheu.

Bald sind wir vollkommen allein, stundenlang ist niemand zu sehen. Die Weiler am Wegesrand wirken ausgestorben. Manche Steinhäuser sind fensterlose Ruinen, von anderen steht noch eine überwucherte Mauer. Umso einladender wirkt das selbst gesprühte Schild «Family Hotel Lunch», das unvermutet an einem wuchtigen Bauernhof hängt. «Welcome», sagt die zierliche junge Frau, die uns die Tür öffnet. Im Garten planscht ihre Tochter in einem Zuber, zwei Jungs fechten mit Stöcken zwischen gackernden Hühnern. Vier Kinder habe sie, sagt Miranda Gvarmiani, der älteste Sohn sei 14. Wie alt sie selbst sei? «30.»

Nur ihre Familie lebt noch hier in Kichkhuldashi, zwischen Ruinen und einer verrosteten Schneeraupe, inmitten von Maisfeldern, Apfelbäumen und Gemüsegärten. Seit zwei Jahren vermiete sie Zimmer, sagt Miranda, die nebenbei als Musiklehrerin in Nakra arbeitet. Immerhin 100 Wandernde seien in dieser Saison schon gekommen. «Bald wollen wir unser Hotel ausbauen.»

Dann serviert sie erst mal Salate und Khachapuri, mit geschmolzenem Käse gefülltes Brot. Und natürlich selbst gebrannten Tschatscha, den Nationalschnaps Georgiens. Gaumardschos, auf eine schöne Wanderwoche!

Ob es am Tschatscha liegt, dass wir uns am zweiten Tag ständig verlaufen? In einem verlassenen Weiler kämpfen wir uns durch Distelgestrüpp, auf einem Schotterweg verpassen wir den unscheinbaren Graspfad, auf den der Transcaucasian Trail abzweigt. Unsere Rettung ist die App maps.me, die dank GPS auch offline fast metergenau funktioniert.

Paul Stephens hatte es da deutlich schwerer. 2015 begann er, die Wege auszukundschaften. Er studierte russische Militärkarten, wanderte monatelang durch die Berge und fragte nach alten Pfaden. «Viele waren Wege zwischen den Dörfern oder Ochsenpfade, auf denen die Bauern mit Holzschlitten ihr Heu ins Tal brachten», erzählt er. «Die Bergpässe kannte jeder, sie werden seit Jahrtausenden von Jägern und Hirten benutzt.»

Die Route festzulegen war der einfachste Schritt. Weitaus härter und kniffliger ist, daraus einen real existierenden Wanderweg zu basteln. Seit 2016 arbeiten jeden Sommer junge Freiwillige an diesem Sisyphoswerk. Sie befreien überwucherte Pfade von Gestrüpp und verbreitern sie, entschärfen steile Abschnitte durch zusätzliche Serpentinen und bauen Brücken, damit Flüsse früh in der Saison passierbar sind. «Manche Abschnitte mussten wir komplett neu bauen», sagt Paul. Die Regierung gibt ihm freie Hand, aber kein Geld. Finanziert wird das Projekt durch Spenden und Fundraising-Wanderungen.

Rundumblick. In Swanetien haben Pauls Helfer ihren Job gut gemacht. Über Baumstammbrücken und breite Wege spazieren wir nach Etseri. Und steigen am nächsten Morgen durch Kiefernwäldchen und blühende Wildblumen zur ersten Bergetappe auf. Es riecht nach Rosmarin und Salbei, Eidechsen huschen über den Pfad. Auf dem schattenlosen Hang wird es schnell heiss, schwitzend keuchen wir die steile Bergflanke hinauf – bis wir plötzlich auf der Passhöhe stehen und vor uns die beiden Felshörner des Uschba aufragen: 4700 Meter hoch, die berühmtesten Gipfel Georgiens. Und die gefährlichsten. Jedes Jahr stürzen von ihren tückischen Steilwänden Bergsteiger in den Tod.

Gerne würden wir jetzt länger hier sitzen und einfach schauen. Aber von den fernen Gletschern des Laila-Massivs ziehen dunkle Wolken heran, es donnert. Wir hasten die Direttissima hinab ins Tal. Und sind heilfroh, als wir im Refugium von Richard Bærug einlaufen.

Der norwegische Bergführer ist 57, drahtig und hat einen Bauernhof am Rande des Dorfs Mazeri zu einem komfortablen Basislager umgebaut. Von seinem Grand Hotel Ushba aus

Im Sattel. Autor Florian Sanktjohanser und seine Kollegin überqueren den Fluss hoch zu Ross.

Auf dem Trail. Immerhin 600 Kilometer sind schon markiert, davon zehn Tagesetappen in Swanetien.

Im Dorf. Die Menschen in den Dörfern freuen sich über Touristen, da sie ein zusätzliches Einkommen bedeuten.

erkundet Bærug, der fliessend Swanisch spricht, mehrmals pro Woche die Berge ringsum. Für seinen Wanderführer über Swanetien ist er 4600 Kilometer gegangen. «Auf den meisten Touren triffst du niemanden», sagt er.

Trotz Sternenhimmel und Uschba-Blick zwingen wir uns, nach dem Essen bei Kerzenschein früh ins Bett zu gehen. Denn am nächsten Morgen wartet die Königsetappe. Das Tal ist noch dunkel, als wir an Bach und Moräne entlang einen Schotterweg hochwandern. Zwei Stunden passiert wenig – bis wir auf eine Wiese treten und uns im Gemälde eines Meisters der Romantik wiederfinden: Ruinen auf samtgrünen Hügelchen vor zackigem Felsmassiv. Verzaubert steigen wir Kehre um Kehre auf, vorbei an Teppichen von rosa blühenden Heideröschen und schindelgedeckten Holzhütten. Über der Alm wird es steil und knifflig: Der Hang ist mit Kuhtrampelpfaden geringelt, und wie bei einer virtuellen Schatzsuche tapsen mehrere Gruppen hin und her, den Blick aufs Handy fixiert. Jeder rot-weisse Klecks auf einem Stein wird bejubelt. Allerdings nicht annähernd so wie der Rundumblick vom Guli-Pass in 2954 Metern Höhe: Vor uns breiten sich die Eispyramide des Tetnuldi und die Gletscher von Laila und Co. aus, hinter uns fällt zwischen den Hörnern ein Schopf aus Eis in die Stirn des Drachen namens Uschba.

Zukunft. Kinder spielen in Adishi. Der Transcaucasian Trail bietet auch ihnen bessere Perspektiven.

Der Transcaucasian Trail

In den letzten sechs Jahren arbeiteten viele Freiwillige am Ausbau des Trails. Noch sind nicht alle geplanten Strecken erschlossen, jedoch kann die Nord-Süd-Route des Transcaucasian Trail über eine Länge von 1500 Kilometern von der nordwestlichen Ecke Georgiens am Schwarzen Meer zur armenisch-iranischen Grenze im Süden durchwandert werden. Weitere Infos und Karte online. ➔ **transcaucasiantrail.org**

Die folgenden Stunden sind pure Wanderseligkeit – die allerdings an der Strasse zu den Koruldi-Seen schroff beendet wird. Autos und Motorräder röhren vorbei, drängen uns zur Seite. Fluchtartig schlagen wir den Kniemörderpfad hinunter nach Mestia ein. Und kommen nach zwölf Stunden erschöpft in einer gefühlten Megacity an.

Bergliebe. Fast jedes Haus in Mestia ist ein Guesthouse oder ein Restaurant, vor der futuristischen Polizeiwache laden Minibusse die nächste Touristengruppe ab, abends spielen Folkloregruppen für die Backpacker zum Tanz auf. Leicht ernüchtert starten meine Wanderfreunde und ich am nächsten Tag die zweite Hälfte unserer Mehrtageswanderung: den berühmten Trek nach Uschguli, der Teil des Transcaucasian Trail ist. Die nächsten beiden Tage sind streckenweise fad. Wir schleichen über Schotterstrassen, steigen eine Skipiste hinauf und trippeln zwischen Riesenbärenklau hindurch. Aber die Fernblicke dazwischen sind überwältigend schön. Und hinter Adishi, das mit seinen Wehrtürmen wie eine Mittelalterkulisse in einem engen Tal sitzt, schwingt sich der Weg noch einmal zu hochalpiner Dramatik auf.

Am grau schäumenden Fluss Adishchala, eineinhalb Stunden vom Dorf entfernt, warten morgens schon ein Dutzend Männer mit ihren Pferden auf Kundschaft. Rauchend und lachend mustern sie die Wanderer, die durch das eisige Wasser staksen. Spätestens als der erste ausrutscht und hinfällt, ist uns klar: Wir nehmen die Pferdefähre. Mässig begeistert schreiten unsere Pferde ins kalte Nass, aber nach einer halben Minute ist ihr Dienst getan.

Trocken und erleichtert steigen wir auf der rechten Talseite durch Birkenwald und Rhododendronmatten empor, die baumlosen Grashänge auf der linken Seite erinnern dagegen eher an die schottischen Highlands. Alle Blicke zieht die grau geriffelte Eiswand des Adishi-Gletschers im Talschluss auf sich – besonders wenn wieder ein Brocken abbricht und talwärts donnert. Die Fotos könnte man sich aber noch sparen. Denn auf der Passhöhe öffnet sich ein noch grandioseres Panorama: Gletscher an Gletscher, ein Amphitheater aus Fels und Eis.

Eine Alternativroute würde in weitem Bogen dieser Gletscherparade nach Uschguli folgen. Aber uns fehlt das Zelt. Und der Pfad sei überwuchert und steil, warnte Paul. Eine neue Brücke, an der seine Freiwilligen viele Stunden gehämmert und geschraubt hatten, fanden sie im Fluss wieder, zerfetzt von Kettensägen. Die Bewohner eines Dorfs an der Hauptroute hatten offenbar etwas dagegen, dass weniger Wanderer zu ihnen kommen könnten. «Sehr frustrierend», sagte Paul. «Vielleicht versuchen wir es ein anderes Mal mit einer neuen Crew noch einmal.»

Der Prophet lässt sich nicht so leicht entmutigen. Und spätestens am letzten Abend in Uschguli verstehen wir seine Obsession und seine Liebe zu diesen Bergen. Als die letzten Tourbusse mit den Tagesgästen längst abgefahren sind, fällt in dem Dorf auf 2200 Metern Höhe der Strom aus. Und über den Häusern und Türmen aus Stein, über den Grasflanken und Bergwäldern und Eisgipfeln leuchtet die Milchstrasse von einem unfassbar klaren Sternenhimmel.

mail@florian-sanktjohanser.de

Florian Sanktjohanser (41) wohnt am Ammersee bei München und schreibt am liebsten über die Berge der Welt. In Georgien reiste er je einen Monat im Winter und im Sommer umher und träumt seither davon, ins wilde Swanetien zurückzukehren.

NATURETOURS

NATUR KULTUR TREKKING

GEORGIEN ERKUNDEN

GLOBETROTTER GROUP MEMBER

Es wird bunt: in pulsierenden Städten genauso wie in ruhigen Berglandschaften unterwegs.

Individuell oder in kleinen Gruppen

Nature Tours - Neuengasse 30 - 3001 Bern
031 313 00 10 - info@nature-tours.ch - www.nature-tours.ch/georgien

Bären beobachten in Mitteleuropa

Auf der Lauer

TEXT: CHRISTINE SONVILLA BILDER: MARC GRAF / CHRISTINE SONVILLA

Einer der weltweit dichtesten Braunbärenbestände findet sich quasi vor der Haustür unserer Autoren, in Slowenien. Die österreichischen Fotografen und Filmemacher Christine Sonvilla und Marc Graf folgen seit Jahren den Spuren der Braunbären, liefern Einblicke in ihr Leben und zeigen, wie wild es im Herzen Europas zugeht. Und dass ein Miteinander mit Raubtieren möglich ist.

Wochenlang haben wir hin und her überlegt, wo der ideale Platz sein könnte. Als wir den unscheinbaren Waldpfad am Racna gora erkunden – einem Berg in Slowenien, der wenig rühmlich als «Entenberg» bezeichnet wird, obwohl er mehr seiner Bären wegen bekannt ist – lässt nicht viel auf den idealen Ausblick hoffen. Doch nach ein paar Abzweigungen und Steilpassagen liegt er direkt vor uns. Das Waldmeer öffnet sich, macht einer Wiese Platz, und die Ebene von Loška Dolina breitet sich vor uns aus. In der Ferne ragt die Spitze des Snežnik, des Krainer Schneeberges, in den Himmel, im Tal lässt sich eine markante Holzfabrik gut erkennen. Und die Siedlungen und Gärten der Menschen sind zum Greifen nahe. So haben wir es uns erträumt.

Im Bärentagebuch notiere ich am 3. Oktober 2015: «Die Fotofalle auf der Wiese mit Blick auf die umliegenden Dörfer steht wieder. Nachdem letztes Mal die Speicherkarte frühzeitig voll war, weil es an einem Tag gestürmt hatte und im nächsten Anlauf das Auslösekabel durchgebissen war (vermutlich von einer Waldmaus), scheint diesmal alles okay zu sein. Bis jetzt hat noch kein Bär vorbeigeschaut, aber die Fotofalle ist erst seit ein paar Tagen wieder aktiv.»

Katzensprung. In unserem Heimatland Österreich sind die grössten Raubtiere Europas nach wie vor nur sporadische Gäste; acht bis zehn Braunbären streifen im Grenzgebiet zu Italien und Slowenien umher. In der Schweiz lassen sich jährlich zwei bis drei junge Männchen im Kanton Graubünden blicken. Und in Deutschland herrschte lange Zeit komplette Funkstille. Erst 2019 tappte wieder ein Bär bei Garmisch-Partenkirchen vor eine Wildkamera.

Anders ist es einen Katzensprung Richtung Süden entfernt. In Slowenien steppt im wahrsten Sinne des Wortes der Bär. In den Wäldern um Loška Dolina tummeln sich mitunter 40 Exemplare pro 100 Quadratkilometer Fläche. Damit findet sich dort, vom Krainer Schneeberg über die Region Notranjska bis nach Kočevje eine der dichtesten Bärenpopulationen der Welt, mit etwa 1000 Bären auf einem Gebiet so gross wie der Kanton Wallis.

Anders als zum Beispiel in Kanada ist die Gegend, in der es viele Bären gibt, aber keineswegs unbewohnt. Kleine Ortschaften nesteln sich an die Waldränder, tagsüber arbeiten Forstleute im Wald, auf den Weiden grasen Rinder, Pferde und Schafe, Imker betreuen ihre Bienenstöcke, und Obstgärten hängen im Herbst voller Zwetschgen und Äpfel.

Eine scheinbar unmögliche Kombination, die Marc und mich dazu inspirierte, tiefer zu schürfen. So begann für uns 2015 eine Reise, die noch immer andauert. Eine Reise ins wilde Herz Europas. Im Gepäck haben wir eine ganze Reihe Kameras, die wir am liebsten im Wald installieren. Ihre Aufgabe ist es, hinter die Kulissen der Bärenpopulation zu blicken.

Parameter. Jedes Mal, wenn wir den Steilhang hinab über die Wiese stapfen, sind wir gespannt. Wir versuchen, unsere Erwartungen niedrig zu halten, damit sich die Enttäuschung,

Ganz nah. Diese Bärin kommt Christine und Marc im slowenischen Wald ganz nah. Sie versteckt sich hinter dem Baum, als unsere Autoren gerade eine Fotofalle aufstellen. Zum Glück haben die beiden eine Kamera mit mittlerem Teleobjektiv dabei.

In den Wäldern um Loška Dolina tummeln sich mitunter 40 Bären pro 100 Quadratkilometer Fläche.

sollte es nicht geklappt haben, in Grenzen hält. Gewisse Parameter können wir beeinflussen, aber sobald wir unsere Fotofallen sich selbst überlassen, liegt es einzig und allein an den Protagonisten, ob sie auftauchen und uns eine Momentaufnahme aus ihrem Leben gewähren. Und freilich liegt es auch an der Technik. Die Liste an potenziellen Sollbruchstellen ist schier endlos. Der Bewegungsmelder löst nicht aus, ein Verbindungskabel lockert sich, ein Blitz fällt aus, Akkus entladen sich frühzeitig, nach Regen dringt Feuchtigkeit in die Elektronik und führt zu Kurzschlüssen oder Fehlauslösungen. Oder es verschwören sich äussere Gewalten gegen uns, zum Beispiel übermässig stark wuchernde Vegetation, die nach mehreren Wochen ins Bild zu wachsen beginnt. Aufbauten verschieben sich, weil sich ein Tier daran zu schaffen macht. Objektivlinsen werden abgeleckt oder laufen bei zu grossen Temperaturunterschieden zwischen Tag und Nacht an.

Ich bezeichne die Fotofallenfotografie manchmal scherzhaft als die «verhinderte Fotografie». Meistens geht mehr schief als gut. Wenn jedoch alle Variablen passgenau ineinandergreifen – und ja, das kommt vor! – entsteht ein einzigartiges Foto.

Fast schon desinteressiert öffnen wir die Hartschalenbox, die unsere Kamera und das Objektiv vor allzu neugierigen Bären schützt. Marc klickt sich durch die aufgenommenen Bilder, ich spähe über seine Schulter gebannt aufs Display: «Ein Fuchs», rufen wir gleichzeitig aus. Der Bär auf der Wiese über den Dörfern lässt uns zappeln. Bisher hat er sich nicht ablichten lassen.

Organismus. Slowenien ist Österreich ähnlich und doch wieder nicht. Vor allem im Wald wird das offenbar. Das Inventar ist vergleichbar, aber die Nutzung eine ganz andere. Karge Fichtenmonokulturen haben Seltenheitswert, Kahlschläge sind verboten. Der Wald wird nicht als Baummanufaktur verstanden, sondern als lebendiger Organismus. Ihm wird nur so viel entnommen, wie er zu einem Zeitpunkt verkraften kann. Deshalb finden sich im slowenischen Nutzwald Buchen, Fichten und Tannen in allen Altersstadien und erstaunlich viel Totholz. Letzteres ist nicht unerheblich, da immerhin ein Drittel aller Waldbewohner, vom Hirschkäfer bis zum Schwarzspecht, auf die vermodernden Baumgerippe angewiesen sind.

Für Europäische Braunbären ist das ein Schlaraffenland. Sie werden zwar zu den Raubtieren gezählt, betätigen sich aber selbst nicht als aktive Jäger. Vielmehr tun sie sich an Pflanzlichem gütlich, grasen ausgiebig in Wiesen, zupfen Blätter von Zweigen, graben Wurzeln aus oder naschen Beeren und Nüsse. 80 Prozent ihrer Nahrung ist vegetarisch.

Jure Kordiš, der im beschaulichen Gorenje Poljane mitten im südslowenischen Bärenepizentrum wohnt, zeigt uns einen seiner Zwetschgenbäume. Die Früchte sind weg, ein grosser Ast ist abgeknickt. «Das kommt vor», sagt er achselzuckend. «Ich habe genug Bäume im Tal, die Zwetschgen hier kann der Bär haben.» Ähnlich entspannt sieht das Matej Kržič, ein lokaler Naturführer aus Bloška Polica: «Es ist viel einfacher, mit Bären als Nachbarn zu leben als mit so manch anderen Wildtieren wie Wildschweinen oder bestimmten gefrässigen Vogelarten.»

Vielen Slowenen ist eine gehörige Portion Pragmatik und Gelassenheit eigen. Man ist die Anwesenheit der Raubtiere gewohnt und passt sich an. Imker bauen ihre Bienenstöcke im ersten Stock eines Hauses ein, Bauern schützen ihr Vieh mit Elektrozäunen, Mülleimer haben raubtiersichere Verschlüsse. Wenn trotzdem etwas passiert, werden die Ausfälle kompensiert.

«Meiner Meinung nach wissen die Leute viel zu wenig über den Bären. Sie halten diese Tiere für eine grosse Gefahr. Sie glauben, dass man in den Wald geht und sofort von einem Bären angegriffen wird, aber das ist falsch», sagt

Sinnbild. Der «Dorfbär» von Christine und Marc ist im Süden Sloweniens in die Fotofalle getappt. Für die Autoren steht diese Aufnahme für ihr ganzes Projekt. Weil es zeigt, dass Menschen und Grossraubtiere in Europa eng beieinander leben.

Paradies. Weitläufige Wälder prägen den Süden Sloweniens. Es finden sich hier Buchen, Fichten und Tannen, Rodungen sind verboten. Bären fühlen sich pudelwohl.

Mutterliebe. Eine Bärenmutter mit einem ganz kleinen Jungtier. Das Bild entstand 2016, als Christine zum allerersten Mal auf Jungbären stiess.

Die Sloweninnen und Slowenen sind die Anwesenheit der Raubtiere gewohnt und passen sich an.

Jože Matevźič, ein Rentner aus Vrhnika. Seine Meinung hat Gewicht, nicht zuletzt aufgrund seiner Geschichte, die mit dem Neujahrstag 1966 verwoben ist. «Ein Sturm hatte damals grosse Waldgebiete entwurzelt. Mein Vater, ein Holzarbeiter, wollte den Holzschlag übernehmen und ist in den Wald gegangen, um den Arbeitsaufwand abzuschätzen. Zwischen den Bäumen hatte eine Bärenmutter ein gut verstecktes Lager. Das hat er einfach übersehen», erinnert sich Jože. Das war der bislang letzte tödliche Angriff eines Bären auf einen Menschen in Slowenien. Der einzige in ganz Mitteleuropa seit 100 Jahren. «Passt gut auf euch auf», haben wir oft von unseren Familien gehört. Aber die Sorge ist unbegründet. Kein Wildtier – egal ob Bär oder Wolf, Wildschwein oder Hirsch – greift einen Menschen ohne Grund an. Wildtiere tun dies nur, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen oder ihre Jungen verteidigen.

Unsere Erlebnisse mit Braunbären sind anderer Natur. Einmal hat eine Bärin sogar uns «erpirscht». Wir waren dabei, eine Fotofalle zu montieren, als wir sie durch den Wald in unsere Richtung spazieren sahen. Nachdem die Bärin uns bemerkt hatte, verharrte sie hinter einem Baum und lugte immer wieder neugierig hervor. Wir, verborgen hinter einem grossen Kalkfelsen, spähten, nicht minder neugierig, in ihre Richtung. Schliesslich zog sie davon, und wir hantierten an der Fotofalle weiter.

Alarmstufe Rot. Wo es viele Raubtiere gibt, überwiegt die Abgeklärtheit. Wo die Tiere fehlen, sorgt schon ein einziges auftauchendes Individuum für Aufruhr. In den Alpen herrscht Alarmstufe Rot. Man bangt um die traditionelle Nutztierhaltung. 2016 unterschrieben deshalb Österreich, die Schweiz, Frankreich, Bayern, Südtirol und sogar Slowenien – der Norden des Landes hat Anteil an den Alpen – bei der Internationalen Alpwirtschaftstagung eine Petition. Ihr Ziel? Die Herabsetzung des

Schutzstatus von Wolf, Bär und Luchs auf EU-Ebene. Bisher ohne Wirkung. Eine Aufweichung des Schutzstatus scheint auch in Zukunft unwahrscheinlich. Dennoch pochen viele Alpwirtschaftsvertreter auf diese Forderung und schicken gleich noch eine Drohung nach: «Wenn wir aufhören, werden die Alpen verbuschen und die Touristen ausbleiben!»

Ob diese Behauptung begründet ist, wage ich zu bezweifeln. Ausgehend von Slowenien haben wir unsere raubtiertechnischen Erkundungen in Richtung Norditalien, die Slowakei und Polen ausgedehnt. Im polnischen Tatra-Nationalpark erlebten wir ein touristisches Aha-Erlebnis. Alljährlich fluten rund 3 Millionen Besucher, ausgehend von Zakopane, den Nationalpark. Im Herbst 2019 sind wir mittendrin. Mit unseren Stativen und langen Kameraobjektiven fühlen wir uns reichlich deplatziert. Familien, Wandergruppen und Schulgruppen pilgern an uns vorbei, sogar ein Hochzeitsfotoshooting findet statt. Wir können uns nur schwer vorstellen, dass einer der etwa 55 hier wohnhaften Bären tatsächlich so gesellig ist, sich in den Trubel zu mischen.

Doch plötzlich spricht uns eine Wanderin an. «Was sucht ihr?», will sie wissen. «Braunbären», antworten wir mittlerweile schon versiert auf Polnisch. «Ein Stück weiter das Tal rauf ist eine Bärin mit drei Jungen unterwegs», lässt sie uns wissen. So rasch es unsere sperrige Ausrüstung zulässt, hasten wir bergan und sind baff: Nur getrennt durch eine Schlucht, wühlt sich eine Bärenmama mit ihren Kleinen durch

Christine, Marc und die Bären kommen in die Schweiz

Zwischen dem 22. Januar und dem 6. Februar 2023 präsentieren Christine und Marc ihre faszinierende Livereportage «Der Bär & Wir» in Nottwil, Luzern, Cham, Basel, Aarau, Rorschach, Winterthur, Chur, Bern, Thun und Zürich. Am 27. Januar gibt es eine Dinner-Show im Tierpark Goldau, ausserdem bieten die beiden am 5. Februar ein Seminar zum Thema Tierfotografie an. Infos und Tickets gibt es online. **➔explora.ch**

Tarnung. Marc sitzt hinter einer Fotofalle bei Loška Dolina. Nur das Objektiv mit Sonnenblende lugt hervor.

Schutz. Christine richtet eine Fotofalle in einem Waldstück ein. Die Hartschalenbox schützt vor Kollateralschaden.

Schaden. Ein Nagetier, wohl eine Maus, hat das Auslösekabel durchgebissen. Das ist nur eine von vielen Fehlerquellen bei der Arbeit mit Fotofallen.

ein Meer aus Heidelbeeren. Stundenlang. Nur rund 100 Meter vom Weg entfernt, an dem all die Besuchermassen auf und ab spazieren. Manche übersehen die Bärenfamilie, andere freuen sich, dass sie entdeckt worden ist. So oder so wandern Hunderte Menschen an diesem Nachmittag direkt an Europas grössten Raubtieren vorbei.

Ich habe die Schritte nie gezählt, durch den Wald, über die querliegenden Totholzbäume, zwischen den Kalkfelsen hindurch bis zum unteren Ende der Wiese, aber es sind genug, um neben der Vorfreude auf ein mögliches Bärenfoto auch allerlei Gedanken zur Sinnhaftigkeit unseres Tuns aufsteigen zu lassen. Ein paar Hundert Bären hochgerechnet auf Millionen von Menschen sorgen für endlose Debatten, verfeindete Lager und Gipfeltreffen um Gipfeltreffen, ohne bahnbrechende Zugeständnisse. Währenddessen spulen wir Kilometer um Kilometer ab, schleppen sandsackschwere Ausrüstung durch den Wald, verteilen unsere Kameras in der Vegetation und hoffen auf so etwas Banales wie ein Bild. Ob das hilft? Etwas in mir ist überzeugt, dass es einen Unterschied macht, schwarz auf weiss zu sehen, wie nahe Bären und Menschen einander in Mitteleuropa kommen, ohne Hysterie und gröbere Probleme.

Ein letztes Mal vor dem Winter öffnen wir erwartungsvoll die schwarze Schutzbox. Die Ernüchterung folgt auf dem Fuss. Der Kamerachip zeigt nur ein paar wenige Auslösungen. Ein Bärenbild ist nicht darunter. Die Bildidee vom Bären in unmittelbarer Dorfnähe müssen wir aufs nächste Jahr verschieben. Fotofallenfotografie ist nichts für Ungeduldige.

Rückkehr. Was die wenigsten wissen: Das Herz Europas wird immer wilder. Auf keinem anderen Kontinent erstarken die grossen Raubtiere in vergleichbarer Weise wie in Europa. Bären, Wölfe und Luchse sind auf dem Weg zurück. «Wir kommen gut ohne die Tiere zurecht, wir brauchen sie nicht», tönt es trotzdem nach wie vor aus vielen Ländern. Aus einer Sichtweise, die rein auf wirtschaftlichen Nutzen gerichtet ist, mag das stimmen. Fakt ist: Der Mensch hat die Natur in Schieflage gebracht. Ohne grosse Raubtiere gibt es keine vollumfänglich funktionierenden Ökosysteme. Ihre Anwesenheit wirkt sich entlang der ganzen Nahrungskette aus. Wölfe stellen eine Konkurrenz für Fuchs und Goldschakal dar. Das wirkt sich positiv auf Vögel und Nagetiere aus. Aasfresser wie Geier oder Adler und Kleintiere wie Käfer profitieren von dem, was die Wölfe übrig lassen, letztlich sogar der Boden, der die restlichen Nährstoffe aufnimmt. Sogar der Wald atmet auf, weil Reh- und Rotwild stärker in Bewegung sind und der Verbiss abnimmt.

Braunbären, wenn auch keine aktiven Jäger, fressen junge und kranke Tiere und machen gelegentlich sogar Wolf und Luchs ihre Beute abspenstig, was diese dazu zwingt, mehr zu jagen. Weil Bären ausserdem Aas nicht verschmähen und Kadaver von verendeten Tieren über viele Kilometer Entfernung aufspüren, sorgen sie als Gesundheitspolizei dafür, dass sich Krankheiten nicht ausbreiten können. Ihr Aufgabenfeld ist damit aber noch nicht erschöpft. «Sie betätigen sich sogar als Gärtner», erzählt uns Nuria Selva, die im polnischen Tatra-Nationalpark forscht. Mehr als 100 verschiedene Pflanzenarten und ihre Früchte vertilgen Bären quer durch ihr europäisches Verbreitungsgebiet. Dabei transportieren sie deren Samen – über den Umweg durch ihren Verdauungstrakt – in neue Gebiete und pflanzen sie dort an. «Das ist enorm wichtig, weil es nur wenige grosse Früchtefresser in Europa gibt», sagt Nuria. Und ihre üppigen Hinterlassenschaften führen dem Wald Nährstoffe zu, ähnlich wie das die Lachse in Kanada tun. Mit dem feinen Unterschied, dass sich die Lachse im Ganzen «opfern», um wieder in den Stoffkreislauf überzugehen.

Sinnbild. Der Bär ist für uns zum Dreh- und Angelpunkt unserer Arbeit geworden. Er ist mehr als «nur» das grösste Raubtier Europas. Er ist Sinnbild und Hoffnungsträger für die wieder erstarkende Natur auf unserem Kontinent. Ein gepflegter Park, ein zusammengeräumter Wald, das ist es, was die meisten Menschen heute unter Natur verstehen. Wilde Natur, aus der die ganze Vielfalt des Lebens hervorquillt, beginnt aber erst da, wo sie kreativ sein darf, wo sie ihre eigenen Wege verfolgen darf, wo scheinbare Unordnung sich bahnbrechen darf, wo Raum ist für die kleinsten und die grössten Lebewesen. Solche Orte sind kein Luxus, den sich Menschen gönnerhaft leisten können, sondern ein Muss, wenn wir die biologische Widerstandskraft unserer Ökosysteme erhalten und den Kontakt mit dem, was uns hervorgebracht hat, nicht verlieren wollen.

Ein Jahr später nehmen wir erneut den uns schon vertrauten Weg über die Wiese. Wieder montieren wir die Fotofalle. Und warten. Mein Bärentagebuch vom 25. August verzeichnet einen ersten Lichtblick: «Endlich, ein Bär ist in die Falle getappt, noch nicht perfekt, aber es wird! Einen knappen Monat später ist es endlich so weit: «Ein Bär war da, das erste richtig gute Foto!» Vielleicht kann es etwas bewirken, in unseren Köpfen. In unseren Herzen.

office@sonvilla.at

Christine Sonvilla (40) und **Marc Graf** (39) leben in der Steiermark. Sie sind Filmemacher, Fotografen, Autoren und Biologen, die sich in ihrer Arbeit auf Natur- und Artenschutzthemen spezialisiert haben. Ihre Bärenfotos wurden unter anderem im «National Geographic»-Magazin publiziert. Sie haben drei Bücher herausgegeben und 2022 eine «Universum»-TV-Doku über Slowenien für ORF, NDR und Arte realisiert. **➔sonvilla-graf.com**

Momos von Mama

TEXT: SABINE ZAUGG BILDER: EVELYN HEBEISEN

In ihrem Restaurant in Bern kocht Yukta Kumari Gurung Gerichte aus ihrer Heimat Nepal. Nach einer Pechsträhne hat das Glück endlich nach Hause gefunden.

Der dünne Teig ist kleiner als ein Bierdeckel, aber genauso rund. In der Mitte platziert Yukta ein Häufchen Rindfleischfüllung. Sie nimmt den Teig in die linke Hand und klappt ihn zusammen, sodass die Ränder einander berühren. Jetzt falten ihre Finger die Teigränder geschickt ineinander. Es sieht fast aus wie Stricken. Und gibt ein ebenso schönes Muster. Die kunstvolle Naht hält das Päckchen aus Teig und Füllung fest zusammen. Fertig ist ein Momo, ein nepalesisches Raviolo. Yukta legt es aufs Blech zu den anderen, dann fängt sie von vorne an. Jeden Montag bereitet sie mit einer Gehilfin vier bis fünf Stunden lang ihren wöchentlichen Momo-Vorrat zu.

Wir sind bei Yukta Kumari Gurung und ihrem Mann Heera Bal im Restaurant Pokhara Nepali Kitchen. Es ist Berns erstes nepalesisches Restaurant und gleichzeitig auch das erste Restaurant des Ehepaars aus Nepal. Es liegt an der Thunstrasse, fast in der Mitte zwischen dem Burgernziel und dem Thunplatz-Kreisel. Der Essbereich ist mit bunten Gebetsfahnen geschmückt, an der Wand hängt ein handgefertigtes und extra für die Familie gezeichnetes Mandala. Daneben erinnern Farbfotos an die Heimat in Nepal: der Phewa-See, an dessen Ufer die Stadt Pokhara liegt und wo im Hintergrund der heilige Berg Machapucharé aus dem Annapurna-Massiv aufragt wie das Matterhorn aus den Alpen – der einzige Unterschied sind ein paar Tausend Höhenmeter und die Tatsache, dass der nepalesische Berg bis heute offiziell nicht bestiegen werden darf.

Tradition verpflichtet. Yukta nimmt uns mit in die Küche, und wir schauen zu, wie sie den Teig durch die italienische Pastamaschine presst, wieder und wieder, bis er als hauchdünnes Teigtuch herauskommt. Sie sticht runde Teigboden aus, gibt einen Esslöffel Füllung in die Mitte und verschliesst die Taschen eine nach der anderen mit verschiedenen Falttechniken. Warum? Yukta erklärt: «Wir haben fünf Sorten Momos: Rindfleisch, Poulet, Vegi, Wasserbüffel und Vegan. Die will ich natürlich auseinanderhalten können, weil der Gast sonst das Falsche bekommt!» Wasserbüffel sind in Nepal nicht nur auf dem Feld, sondern auch auf dem Speiseplan beliebt, daher hat sie sich in der Schweiz auf die Suche nach diesen exotischen Tieren gemacht und wurde tatsächlich fündig: im Emmental.

Gesegnet. Das Ehepaar Gurung vor dem familieneigenen Mandala in ihrem Restaurant.

Momos stammen ursprünglich aus Tibet, von wo aus sie jedoch die gesamte Bergregion des Himalayas und somit auch Nepal eroberten. Heute sind sie in fast jedem Restaurant im ganzen Land zu finden. «Manche Gäste kommen in unser Restaurant und zeigen uns Fotos von Tellern voller Momos, die sie in Nepal gegessen haben, und schwelgen dann in Reiseerinnerungen, wenn sie bei uns essen», erzählt Yukta.

Schwieriger Start. Die 58-Jährige kann jetzt wieder lachen. Denn kurz nach der Eröffnung des Restaurants im September 2019 kam der Lockdown, und kurze Zeit später passierte in der Küche ein schwerer Unfall: Yuktas Hand blieb zwischen den Walzen der Pastamaschine stecken. Weder Heera, ihr Mann, noch die

Momos mit Fleischfüllung

für 4 Personen

Füllung

300 g Hackfleisch (z. B. Rind)
150 g Rote Zwiebeln
50 g Frühlingszwiebeln
15 g frischer Koriander
1 EL Ingwer-Knoblauch-Püree
1 EL Fleischgewürzmischung
Salz, Pfeffer, Olivenöl

Teig

150 g Weissmehl
75 ml Wasser
1 TL Salz

Für die Füllung Hackfleisch in eine Schüssel geben und mit Salz, Pfeffer, Fleischgewürz, Ingwer-Knoblauch-Püree und frischem Koriander gut würzen. Danach Olivenöl, rote Zwiebeln und Frühlingszwiebeln hinzugeben und ca. 5 Minuten kneten, bis die ganze Masse gut vermischt ist.

250g Weissmehl zusammen mit Wasser und Salz mischen und ca. 10 Minuten kneten. Teig 3 mm dünn ausrollen und runde Teigböden ausstechen. Jeweils eine Portion der Füllung (ca. 1 Esslöffel) in die Mitte geben, Teig zusammenfalten und an den Rändern festdrücken.

Die fertigen Momos in einem Dampfkochtopf oder in heissem Wasser für 5 beziehungsweise 15 Minuten gar kochen. Mit beliebiger Sauce servieren.

Augenweide. Hübsch verpackte Momos mit Sauce.

Flinke Finger. Yukta Kumari Gurung bereitet jeden Montag einen Momo-Vorrat für die ganze Woche vor. Das Lachen vergeht ihr dabei nicht.

herbeieilenden Sanitäter konnten sie befreien. Erst die Feuerwehr schaffte es, die Maschine auseinanderzunehmen und ihre Hand zu retten. Es dauerte über eine halbe Stunde. Wie durch ein Wunder brach sie keine Knochen, doch das Gewebe war zerquetscht und musste an vielen Stellen genäht werden. Bis heute geht sie regelmässig in die Ergotherapie, doch so flink wie vor dem Unfall ist ihre Hand noch nicht. Yukta hat die Maschine durch ein kleineres Modell ersetzt, das sie jetzt abstellt. Die fertigen Momos legt sie auf eine Platte.

Über einer Pfanne mit kochendem Wasser stapelt sie die Teigtaschen auf siebartigen Etagen übereinander, bis ein Turm aus mehreren Stockwerken von der Herdplatte aufragt. Er wird von der untersten Pfanne mit Dampf erhitzt. Alle paar Minuten schichtet sie die Etagen um, damit jedes Stockwerk genug Hitze abkriegt. Nach einer Viertelstunde sind die Momos gar, und wir setzen uns mit Heera, der bis jetzt im Büro gearbeitet hat, an einen Tisch mit bunten Tischtüchern.

Positive Vibes. Auf unseren Tellern liegen von jeder Sorte zwei Stück und ein Schälchen mit einer pikanten Tomaten-Sesam-Sauce. Der dampfgegarte Teig ist weich und die Füllung würzig. Wasserbüffel schmeckt hervorragend, und auch die anderen Momos sind köstlich.

Der 59-jährige Heera erzählt, dass es zuerst gar nicht ihr Plan war, ein Restaurant zu eröffnen. Doch als sie damals eine Liegenschaft für ein kleines Take-away suchten, sah Yukta auf der anderen Strassenseite das leer stehende Lokal. Schlagartig war ihr klar: Das ist es! Sie überzeugte Heera, und so machten sie aus ihren kleinen Träumen grosse. Auf der Speisekarte stehen daher nicht nur Momos, sondern auch Thali, nepalesische Currygerichte, sowie Salate und Desserts.

Ihr 25-jähriger Sohn Hyusa, der in der Schweiz geboren wurde, half bei der Inneneinrichtung, der Website und der Logogestaltung mit und übernachtete manchmal sogar im Restaurant, damit er früh am nächsten Morgen weiterarbeiten konnte. Anders als ihr Sohn, der eine Lehre als Detailhandelsangestellter in der Bergsportbranche und gleichzeitig die Berufsmatura macht, konnten Yukta und Heera, als sie 1995 in die Schweiz kamen, weder arbeiten noch eine Ausbildung machen. Erst im Jahr 2000 durften sie eine Arbeit suchen. Seit 2011 ist das Paar eingebürgert. Damals reifte in ihnen die Idee, irgendwann selbstständig zu werden. Denn die Aufstiegschancen für Menschen, die keine Ausbildung haben, sind auf dem Schweizer Arbeitsmarkt sehr bescheiden.

Wir sitzen satt und zufrieden vor leer gegessenen Tellern. Yukta massiert ihre Hand. Sie schmerzt immer noch, doch das hält sie nicht davon ab, glücklich zu sein. Nach dem Lockdown und dem Unfall haben sie das Restaurant durch einen buddhistischen Lehrer zeremoniell reinigen lassen. Die Energie des Raumes sei jetzt geklärt, alles Negative habe sich in Positives verwandelt, sagt Yukta. Vielleicht ist das der Grund, weshalb wir uns hier von der ersten Minute an wohlgefühlt haben. Ganz bestimmt haben Yuktas mütterliche Fürsorge und Heeras Besonnenheit dazu beigetragen. Und natürlich die Momos.

Das «Pokhara Nepali Kitchen» an der Thunstrasse 93 in Bern ist von Dienstag bis Freitag mittags und abends geöffnet, am Samstag nur abends.
→ pokharakitchen.ch

In der Serie **«Weltküche»** blicken wir Köchinnen und Köchen aus aller Welt, die in der Schweiz Spezialitäten aus ihrer Heimat kochen, bei der Arbeit über die Schulter.

Im Rausch. Derwische an einem Schrein in der pakistanischen Stadt Lahore geben sich Gott ganz und gar hin – mit Drogen und Musik, vor allem aber mit Tanzen. Eine Wahnsinnsshow, bei der Autor Nils vergisst, seinen Mund zu schliessen.

bunten Wirbeln. Eine Wahnsinnsshow, bei der ich über viele Minuten vergesse, meine Kamera zu benutzen und meinen Mund zu schliessen. Ich ertappe mich, wie ich selbst beginne, mich zu bewegen – in leichter Trance, geleitet von den Rhythmen der Trommler.

Als die Musik nach über einer Stunde stoppt, blicke ich mich um. Omair und Ali – ich hatte fast vergessen, dass ich nicht allein hier bin –, auch sie stehen mit offenen Mündern da. Die Menge entspannt sich und fängt an zu strahlen. Tänzer fallen sich in die Arme, den Trommlern wird gratuliert wie Rockstars nach ihrem ersten Konzert in der grossen Arena: Jungs, das war geil.

Ihr Wort haben Omair und Ali gehalten. Keinen Joint haben sie angerührt und auch kein anderes Rauschmittel. Trotzdem nehmen wir ein Taxi nach Hause. Der Abend war auch so berauschend genug. Es mögen die konzentrierten Gase in der Luft gewesen sein oder die freigesetzte Energie – selbst fahren will heute Nacht jedenfalls keiner mehr. Dafür lachen wir noch stundenlang weiter, erfreuen uns an der spirituellen Begegnung, an diesem aussergewöhnlichen Event. Irgendetwas hat uns alle nachhaltig berührt. Ob es eine göttliche Kraft war oder einfach nur das Gefühl von Lebendigkeit – reine Wortspielerei.

Boxenstopp in der Kalahari

VON Florian Sturm [florian.sturm@posteo.de]
GESENDET Mo 23.03.2020 07:23
AN Globetrotter-Magazin [redaktion@globetrotter.ch]
BETREFF Botswana

Sie kommen näher, oder?», sage ich zu Tommy. «Nein, die interessieren sich gar nicht für uns. Guck mal, die gehen ganz normal weiter», antwortet er. «Aber der eine, der schaut doch direkt zu uns rüber, und vor einer Minute waren alle noch viel weiter weg», erwidere ich.

Nüchtern betrachtet, bringt es überhaupt nichts, gross zu lamentieren. Einziges Ziel sollte jetzt sein, hier so schnell wie möglich wegzukommen. Denn mitten in der Kalahari den platten Reifen eines Landrovers zu wechseln, während knapp 300 Büffel hinter einem immer neugieriger werden, ist beileibe keine angenehme Aufgabe.

Seit einer guten Woche erkunden Tommy, Freunde von ihm und ich gemeinsam den Norden Botswanas im Rahmen einer Mobile-Camp-Safari: Wir schlafen in Zelten, wechseln alle drei Tage in ein neues offenes Lager mitten in den Nationalparks und reisen so von der nordöstlichen Region Savuti bis hinein ins Okavango-Delta. Tagsüber laufen Elefanten zwischen den Zelten umher oder trinken aus einer Campingdusche, die im Baum hängt, nachts hören wir das Gebrüll von Löwen sowie schallendes Hyänengelächter. Wir beobachten Löwen hautnah beim Fressen ihrer Beute und 30 Elefanten, die gleichzeitig an einem Wasserloch Rast machen, erspähen Leoparden, Wildhunde, Nilpferde, Gnus, Warzenschweine, Schakale, Giraffen, Silberantilopen und, während eines Game Drives in der Dunkelheit, sogar eines der scheuen Erdferkel.

Nur ein Tier hatte bislang unseren Weg noch nicht gekreuzt: der Büffel. Unsere Guides Johnny, Marks und Moronga versichern, dass es in dieser Gegend immer wieder grosse Herden gebe. Doch bei einer Safari, insbesondere in einer so ursprünglichen Region wie Nordbotswana, wisse man nie, welche Tiere man tatsächlich zu Gesicht bekomme. Für manche mag das frustrierend sein, ich finde es gut. Ansonsten würden die sechs Stunden, die wir täglich im offenen Land Rover herumfahren, schnell langweilig.

Neugierig. Als Autor Florian und seine Begleiter mitten in der Kalahari den platten Reifen ihres Autos wechseln müssen, nähert sich eine Büffelherde.

An Tag 8 ist es endlich so weit. Nachdem wir am Morgen zunächst stundenlang kein nennenswertes Tier gesehen haben, stossen wir schliesslich auf eine gigantische Büffelherde aus rund 800 Tieren. Wahnsinn! Eine Stunde lang beobachten wir diese kraftvollen und zugleich friedfertig grasenden Tiere – aus sicherer Entfernung. In einer Herde gehe von Büffeln zwar keine Gefahr aus, erklärt uns Moronga, wer einzelnen Tieren begegnet, sollte indes schnell Reissaus nehmen. Aber wir wollen die Büffel auch nicht stören und halten Abstand. Nach einer Stärkung im Camp und anschliessender Mittagspause bitten wir Moronga am Nachmittag, die Herde noch einmal aufzusuchen. Wir fahren über gigantische Ebenen, die zur Regenzeit komplett unter Wasser stehen, in denen aber jetzt, Ende November, mannshohes, goldgelbes Gras steht, passieren riesige Termitenhügel und unzählige vertrocknete Akazien- und Ahnenbäume. Etwa 25 Minuten dauert es, ehe wir die Büffel finden. Die Herde hat sich aufgeteilt. Vor uns stehen noch etwa 300 Tiere. Moronga nennt einige Fakten zu den Tieren, wir fotografieren. Dann ist es still, niemand spricht, und wir geniessen den Moment. Plötzlich hören wir ein Geräusch: «Zzsssccchhhh...» Es dauert ein paar Sekunden, bis wir es zuordnen können und uns klar wird: Der rechte Hinterreifen verliert Luft. In wenigen Augenblicken wird sich der Landrover nicht mehr vom Fleck bewegen lassen. Zu tief ist der Sand. Ehe wir feststecken, startet Moronga den Wagen, um uns so weit wie möglich von den Büffeln wegzubringen. Nach gut 200 Metern ist der Reifen aber vollkommen platt. Und uns bleibt nur eine Möglichkeit: ein Boxenstopp mitten in der Wüste.

Gemeinsam mit Moronga, Tommy und den Zwillingsbrüdern Robin und Nicolas steige ich aus, und wir machen uns an die Arbeit: Wagenheber vom Gestell des Autos abmontieren, am Chassis ansetzen, das Fahrzeug aufbocken. Die neugierige Büffelherde haben wir dabei immer im Blick – und sehen, wie sie tatsächlich näher kommt. Während Tommy den Geländewagen Hub für Hub aufbockt, schraube ich mit Robin das Ersatzrad vom Heck. Als der platte Reifen in der Luft schwebt, lockert Nicolas die Radmuttern, tauscht die Reifen und zieht alles wieder fest. Geschafft. Wir könnten eigentlich wieder los. Doch der Wagenheber klemmt, und die Hinterachse hängt noch zur Hälfte in der Luft. Mit etwas Fingerspitzengefühl gelingt es Moronga schliesslich doch, die störrische Mechanik in Gang zu bringen. Inzwischen sind die Büffel auf gut 80 Meter an uns herangekommen.

Zwar ist unser Boxenstopp mit acht Minuten nicht unbedingt weltrekordverdächtig, doch als wir kurz darauf die andere Hälfte unserer Gruppe zum Sundowner auf einer Lichtung treffen, haben wir immerhin eine aussergewöhnliche Geschichte zu erzählen.

Auf blau-weissen Pfaden

VON Jeannine Zubler [info@jeanninezubler.com]
GESENDET Mi 13.05.2020 11:52
AN Globetrotter-Magazin [redaktion@globetrotter.ch]
BETREFF Schweiz

Wo soll da bitte ein Weg sein? Ungläubig suche ich die Felswände nach einem Weg ab, doch ich sehe keinen. Noch stehen Carlo und ich auf einer Alpweide zwischen den letzten Blüten des Sommers. Wir folgen blau-weissen Markierungen im Zickzack den Berg hinauf, die Farben leuchten in der Sonne. Der Pfad quert ein ausgetrocknetes Bachbett, und siehe da: eine weitere Markierung. Der Durchgang öffnet sich plötzlich vor uns, wir steigen durch die wilde Felswand, bequem und einfach. Hier beginnt der Frickweg. Kurze Passagen sind mit Ketten gesichert, der Tiefblick ist gewaltig. Schnell gewinnen wir an Höhe und erreichen das Geröllfeld nahe der Gratkante, das von der Hüttenterrasse aus sichtbar war. Hier mündet der Frickweg in den Liechtensteiner Weg, der vom Salarueljoch hinaufführt.

Es ist einer der letzten Sommertage; das Licht ist klar, Lärchen und Wiesen verfärben sich bereits gelb, rot und orange, die Kühe sind wieder im Tal. Wir sind bei der Schesaplanahütte losgewandert. Den Kaffee haben wir uns für den Rückweg aufgespart. Viele Höhenmeter liegen vor uns.

Die Querung unter dem Salaruelkopf sieht unpassierbar aus – eine wilde, abweisende Felswand. Im Norden breiten sich Bodensee, Säntis und das Montafon vor uns aus. Ich staune und fröstle, der Wind pfeift eisig über den Grat. Wir marschieren weiter Richtung Schaflochpass, der gut sichtbar ist, nur vom Wanderweg ist keine Spur.

Bald beginnen die Fixseile. Nun tut sich der Weg wieder Stück für Stück vor uns auf. Er ist durchgehend einen halben Meter breit, fein säuberlich aus den Felsen gesprengt, an manchen Stellen folgt er einem natürlichen Felsband. Wir wandern darüber, hinter Türmchen durch, kraxeln eine steile Rinne hoch und geniessen den genialen Blick ins Tal. Metallkabel sichern diese ausgesetzte Passage durchgehend bis zum Schaflochpass. Ausrutschen wäre hier dennoch keine gute Idee!

Steil. Autorin Jeannine bei der Querung unter dem Salaruelkopf zwischen dem österreichischen Vorarlberg und dem Schweizer Kanton Graubünden.

Am Pass öffnet sich ein grosser Kessel aus Schotter und Blöcken. Rostfarbene und gelbe Adern wachsen durch den Kalk. Nicht weit weg von Tal und Hütte taucht der Wanderer hier in eine andere Welt ein, fernab von Stress und Alltag. Wir gönnen uns eine Pause, geniessen Birnenbrot und Tee.

Vom Brandner Gletscher ist nur ein trauriger Rest übrig. Dank den fünf Zentimetern Neuschnee von letzter Woche bleibt der Pickel heute im Rucksack. Bis zum Plateau unterhalb des Gipfelaufbaus der Schesaplana wandern wir durch Geröll und Sand. Die Wegspuren folgen Steinmännern und weissen Punkten und führen schliesslich an den Fuss der höchsten Erhebung des Rätikons.

Trotz den dunklen Wolken im Westen gönnen wir uns die 45 Minuten Aufstieg bis zum Gipfel. Schesaplana – das flache Haus. So flach ist dieser Berg aber nicht, die letzten 200 Höhenmeter bis zum Gipfel zehren, der ausgetretene Wanderweg ist steil. Auf dem Gipfel pfeift uns der Wind scharf um die Ohren. Er trägt schwere Wolken über unsere Köpfe und hüllt das Rätikon in mystisches Licht. Vor der Kulisse des Lünersees strahlen Kirchlispitzen, Drusenfluh und Sulzfluh im Herbstlicht und laden zum Verweilen ein, aber der beissende Wind treibt uns zum Abstieg.

Wir nehmen den steilen Schweizer Weg unter die Füsse. Lose Steine, Schotter und Kies liegen da, wo der Weg sein soll. Der markierte Pfad quert die Wandflucht ausgesetzt von Osten nach Westen. Der Gipfel war auch heute erst die Hälfte der Tour, Konzentration und Trittsicherheit sind jetzt gefragt. Bereits beim Zurückschauen wundere ich mich: Durch dieses gelbe Felsband sind wir gewandert? Die Felsbrocken rutschen, unsere Bergschuhe knirschen auf schwarzen Felssplittern. Schliesslich führt der Wanderweg steil nach unten, ab und zu erfordern hohe Stufen grosse Schritte.

Die Fahne der Schesaplanahütte winkt uns schon einladend zu. Der Pfad führt durch eine steile Rinne, eine gigantische Wasserrutsche. Auf der anderen Seite ist der schmale Weg aus dem Felsen gehauen. Meine Füsse stehen direkt am Abgrund, Ketten bieten den Händen Halt. Ich blicke zur Hüttenterrasse hinunter und rieche den Kaffeeduft schon fast...

Nun spazieren wir durch die Alpweiden. Abgezäunt liegen sie einsam und still da. Wir bleiben stehen, lauschen der Stille und blicken ins bunte Tal. Dann setzen wir uns auf die Sonnenterrasse der Hütte und schlürfen sauren Most und Kaffee. Hühner picken an meinen Wanderstöcken. Am liebsten würde ich über Nacht hierbleiben; morgen früh hoch in die Felsen steigen. Aber die Kaltfront rückt näher, wir machen uns auf den Weg talwärts.

Eine Annonce kann für private Anliegen im Zusammenhang mit Reisen aufgegeben werden. Webadressen mit nicht ausschliesslich privatem Inhalt werden nicht publiziert. Keine anonymen Annoncen. Das Globetrotter-Magazin übernimmt keine Verantwortung für den Inhalt. Veröffentlichung von E-Mail-Adressen und Telefonnummern geschieht in Eigenverantwortung.

REISEPARTNER

Gruppenreise **«Hawaii – Wanderparadies in der Südsee», 8.–26. April 2023. Gspändli gesucht (w),** um die Kosten für Doppelzimmer mit 2 Einzelbetten zu teilen. Organisierte Hawaii-Wanderreise: Regenwälder, Vulkane, Inseln, Meer, Natur pur – kleine Gruppe (7 bis max. 10 Personen), was willst du mehr? Möchtest du unverbindlich ins Programm reinschnuppern? Dann kontaktiere mich, ich sende dir gerne Programm und Reiseanbieter zu. Ich habe meine Buchung bereits hinterlegt, würde mich freuen, dich kennenzulernen. Bin reiseerfahren und Nichtschnarcherin. Doris, E-Mail: dchristen24@gmail.com.

Ich (m/57) suche Reisegspändli für eine **2- bis 3-monatige Reise durch Neuseeland ab November 2023. Reiseart gerne mit dem Velo,** bin aber offen für andere Möglichkeiten. Ich freue mich auf dein Echo und das baldige Kennenlernen. Walter, E-Mail: reise2023@hispeed.ch.

In den Süden von Italien? Wer reist mit mir (m/74/verh.) vor und/oder nach den Sommerferien 2023 in den Süden Italiens? Magst du Land und Kultur, Italiens Kunst und Geschichte, möchtest aber auch in Musse unterwegs sein? Ich freue mich auf deine Nachricht, um dann gleich die Planung in Angriff zu nehmen. Fredo, E-Mail: lofredo@gmx.ch.

Panamericana 23 / 24: Wir sind ein rüstiges, reiseerfahrenes ü70-Ehepaar. Wer wagt es, mit uns ab Okt./Nov. 2023 von Süd- nach Nordamerika diese traumhafte und abenteuerliche Strecke unter die Womo-Räder (in eigenen Fahrzeugen) zu nehmen? Wir freuen uns auf ein paar Zeilen von euch. Lotti und Werni, Tel. 079 940 30 89, E-Mail: welojo@bluewin.ch.

Namibia / South Africa. Still young lady adventurer speaking French, German, Italian, seeks a well educated travel buddy (male 60–70) for camping trip to explore the hidden paths of African bush (shared costs). If you feel like a fun ride and the discovery of a wonderful country, contact Chris, Tel. 079 333 24 94 (WhatsApp).

Für spätere Reisen suche ich (w/49/vom Zürichsee) eine **Reisebegleiterin für ein verlängertes Wochenende** Vilnius mit Kurische Nehrung oder Bad Blumau oder Edinburgh. **Für Sommer/Herbst** Kanadarundreise mit Indian Summer, Rumänienrundreise mit Donaudelta und Kanalinsel stehen auch auf meiner Liste. **Im Herbst/Winter** Asienreise: Kultur im Bhutan oder Costa Rica Regenwald oder Wüstentrip. Ebenfalls gesucht Kolleginnen aus der Region oder näheren Umgebung zum Wandern oder für Ausflüge und kulturelle Events, Skifahren. Ich freue mich, dich kennenzulernen. Therese, E-Mail: theri@bluemail.ch.

Achtung Betrug!

Leider lassen sich in der heutigen Zeit Betrugs-E-Mails nicht ganz verhindern. Es empfiehlt sich deshalb, für eine öffentliche Publikation eine separate E-Mail-Adresse anzulegen.
Die Annoncen auf unserer Website sind gegen automatisierte Spam-Attacken geschützt.
Wenn jemand mit unlauteren Absichten eine Nachricht über das Kontaktformular schreibt, kann das Globetrotter-Magazin dafür keine Verantwortung übernehmen.
Die aktuellen Betrugsmaschen lassen sich oft einfach im Internet recherchieren.

RENDEZ-VOUS

Freue mich, wenn ich auf diesem Weg einen treuen Partner treffe. Ich (59/168/85, aus dem Mittelland, Witwe) bin sturmerprobt, **ohne Altlasten und finanziell unabhängig, fröhlich, weltoffen,** mit einem goldenen Herz und gerne unterwegs. Akzeptanz und Toleranz sind meine Markenzeichen. Mägy, E-Mail: maegyhafner@gmx.ch.

Gleichgesinnte Lebenspartnerin gesucht. Ich (m/49/190/NR, Region Bern) möchte meine Vorlieben und Hobbys wie Reisen, kulturelle und kulinarische Events, Natur, Ruhe tanken, Familie und Freunde am liebsten zu zweit mit einer gleichgesinnten Frau teilen und geniessen. **Leben und leben lassen, sich an Kleinem erfreuen,** rücksichtsvoll und spontan sein… Wenn dein Lebensinhalt auch in diese Richtung geht, dann freue ich mich auf eine Nachricht von dir. Martin, E-Mail: reisefreak@gmx.ch.

Chico sucht Chica: Magst du kleine und grosse Abenteuer, Klettern am Meer, auf Gipfeln zu stehen, Tiefschneepowder, Sommertage auf dem See oder Fluss, feinen Rotwein, Regentage zu Hause, gute Filme im Kino, Open-Airs, die Welt bereisen…? Dann würde ich dich unheimlich gerne treffen. Ich (m/58/168/NR, schlank, sportliche Figur) wohne im Kanton Zug. Freue mich über deine Antwort mit Bild an Joe, E-Mail: alcaban64@gmail.com.

Wittwer (66/CH, weltweit gereist) sucht Gspönlis jeden Alters und Geschlecht (auch Teilfamilien angenehm) für vorab eine E-Mail-Freundschaft. **Ich biete Aufmerksamkeit an: das Kostbarste, was wir uns in diesen schwierigen Zeiten anzubieten haben,** Wertschätzung für schlichtes Dasein, konstruktive Kommunikation (keine Streitkultur). Beantworte jede Zuschrift. Werner, E-Mail marti.werner56@gmail.com.

CH-Mann (67/184/88/NR) sucht eine liebe, fröhliche und zärtliche Freundin/Lebenspartnerin für eine Beziehung. **Bin gerne in der Natur und am Wasser.** Möchte mit dir eine schöne und tolle Beziehung aufbauen. Mache Sport im Rahmen, Sauna, Velofahren, Spazieren und Reisen, Schwimmen etc. Bist du mobil, unternehmungslustig und auch gerne mal daheim? Bereit für etwas Neues und Schönes? Ohne Altlasten? Würde mich freuen, von dir zu hören, gerne mit Bild. Beat, Tel. 077 494 51 03.

«Ich muss in jedem Ort in jedes Optikergeschäft gehen»

Greis (44) ist einer der einflussreichsten Schweizer Rapper, sein Album «Eis» von 2003 ein Meilenstein der Schweizer Musikgeschichte. Der Berner, bürgerlich Grégoire Vuilleumier-Küng, entstammt der Chlyklass-Crew und ist Teil der Band PVP. Mit dem Basler Gitarristen Benjamin Noti ist er ausserdem seit Jahren als musikalisches Duo Noti Wümié unterwegs. Er ist verheiratet, Vater eines Sohnes und führt den Secondhandladen The New New in Bern. Zuletzt nahm er im Song «Tag Wird Cho» Stellung gegen Sexismus und Homophobie im Rap und veröffentlichte mit «Ballöön» eine Hommage an alle Menschen, die unbezahlte Care-Arbeit verrichten. Unser Bild zeigt Greis auf den schildkrötenpanzerförmigen Steinen der Insel Kuminoshima («Insel der Schildkröten») im Süden Japans.
greiseis

In der Rubrik **«Check-in»** beantworten Persönlichkeiten aus Kultur, Politik, Wissenschaft und Sport in jeder Ausgabe zwölf etwas andere Reisefragen.
Alle Folgen online: **www.globetrottermagazin.ch**

1. **Welche drei Adjektive charakterisieren dich als Reisenden am besten?**
   Zielstrebig, hungrig, risikofreudig.
2. **Was war deine eindrücklichste Begegnung auf Reisen?**
   Auf einem Flug nach New York habe ich Flavor Flav von meiner damaligen Lieblingsband Public Enemy kennengelernt. Ich war 17 Jahre alt und hatte erst ein paar Wochen vorher mit Rap angefangen. Meine Aufgabe war, ihn mit Alkohol zu versorgen, da er beide Arme im Gips hatte. Im Gegenzug durfte ich ihn mit meinen pubertären Raps zulabern. Er versicherte mir, dass ich der schlechteste Rapper war, den er in seinem ganzen Leben gehört hatte. Das hat mich motiviert. Zehn Jahre später begegneten wir uns wieder, als ich in Zürich vor Public Enemy spielen durfte. Es war ein sehr herzliches Wiedersehen.
3. **Was kann dich auf Reisen aus der Fassung bringen?**
   Wenn Lieblingslokale geschlossen sind, obwohl sie laut Google geöffnet sein sollten. Oder wenn man in einer Gruppe unterwegs ist und ewig über das gemeinsame Tagesprogramm diskutieren muss.
4. **Welche drei Gegenstände finden sich auf jeder Reise in deinem Gepäck?**
   Drei schwere Bücher, die ich ungelesen wieder nach Hause trage.
5. **Was war das beste Essen, das du auf Reisen probiert hast?**
   Monjayaki, eine Tokioter Version von Okonomiyaki. Dabei wird die Teigmischung auf einem Tischgrill gebraten und mit einer Art Raclette-schaber entfernt, ein bisschen wie wenn man Crêpes direkt von der Platte essen würde. Und das Philly-Cheesesteak von Katz' Deli und die Helen Crab Rolls von Cherin Sushi in New York City.
6. **Was hat dich das Reisen gelehrt?**
   Dass Strandferien mit Kleinkindern anstrengend sein können.
7. **Gibt es etwas, auf das du beim Reisen nicht verzichten kannst?**
   Ich sammle alte Sonnenbrillen und komme auf keinen Fall an einem Optikergeschäft vorbei, ohne reinzugehen und sicherzustellen, dass keine alten Schätze vorhanden sind. Das heisst umgekehrt, dass ich den Zwang habe, in jedem Ort in jedes Optikergeschäft zu gehen. Das kann für meine Mitreisenden ganz schön anstrengend werden.
8. **Welche Apps nutzt du auf Reisen?**
   Die Pflanzenerkennungs-App PictureThis.
9. **Was ist dein Lieblingstransportmittel? Und warum?**
   Auf jeden Fall die U-Bahn. Weil sie so viel über eine Stadt und ihre Bewohnende erzählt.
10. **Wohin würdest du reisen, wenn du noch Zeit für genau eine Reise hättest?**
    An einen Ort, an dem ich schon mal war. Wahrscheinlich zu Cherin Sushi an der East 6th Street in New York City. Deren Maki-Rollen mit frischem Krabbenfleisch aus Maine sind wohl das Lieblichste, was ich je gegessen habe.
11. **Wenn du ein Land wärst, welches wärst du?**
    Wahrscheinlich Italien. Immer am Rande des Abgrunds und trotzdem voller Zuversicht.
12. **Was tust du, wenn dich der Kulturschock trifft?**
    Meinen letzten Kulturschock hatte ich, als ich wieder in der Schweiz ankam, nachdem ich mit meiner Frau mehrere Monate in Tokio gelebt hatte. Trotz der viel geringeren Bevölkerungsdichte erschienen mir die Menschen hier als komplett rücksichtslos und frei von jeglichem Gemeinschaftssinn. Dann vergingen ein paar Tage, und ich wurde wieder einer von ihnen.

USA

Roadtrip durch den Biberstaat

Auf ihrem Roadtrip durch den beinahe rechteckigen Bundesstaat im Nordwesten der USA entdeckt Sabine Zaugg die unbekannten Seiten Oregons. Im Osten wirft sie einen Blick in die tiefste Schlucht Nordamerikas, bevor sie im Herzen des «Beaver State» auf unerwartet wüstenähnliches Land trifft. In Bend kriegen sie und ihr Partner kalte Füsse, und beim Besuch im einzigen Nationalpark sehen sie das schönste Blau ihres Lebens. An der Küste verschlägt ihnen der Anblick der Monolithen die Sprache, und in Portland zwingt sie die Rekordhitze fast in die Knie.

CHINA

Zwischen Himmel und Erde

Joel Bertschi reist durch den Süden Chinas. Zwischen Yunnan und Guangxi ist er immer wieder verblüfft. Und er denkt über Chinas Auseinandersetzung mit dem Zusammenspiel zwischen Himmel und Erde nach.

NEPAL

Spektakel in der Königsstadt

Jeweils zum nepalesischen Neujahr im Frühling feiert das Land das Bisket-Jatra-Festival. Eine Woche voller exotischer Rituale, mit unzähligen Menschen auf den Strassen, Umzügen, Opfergaben. Christoph Traber feiert in Bhaktapur mit.

ERDE

In acht Bildern um die Welt

China, Laos, Uganda, Nepal, Ukraine, Äthiopien, Weissrussland und Bangladesch: Patrick Rohr begegnet spannenden Menschen überall auf der Welt. Für uns hat er acht faszinierende Geschichten aus acht Ländern aufgeschrieben.

ÖSTERREICH

Mit dem Nachtzug ins Glück

Ein Herrenwochenende der anderen Art: Chefredaktor Fabian Sommer und sein sechsjähriger Sohn fahren zu zweit mit dem Nachtzug nach Wien. In der Hauptstadt Österreichs kommen die beiden dem Himmel nah.

Das Globetrotter-Magazin Nr. 145 / Frühling 2023 erscheint Ende März 2023